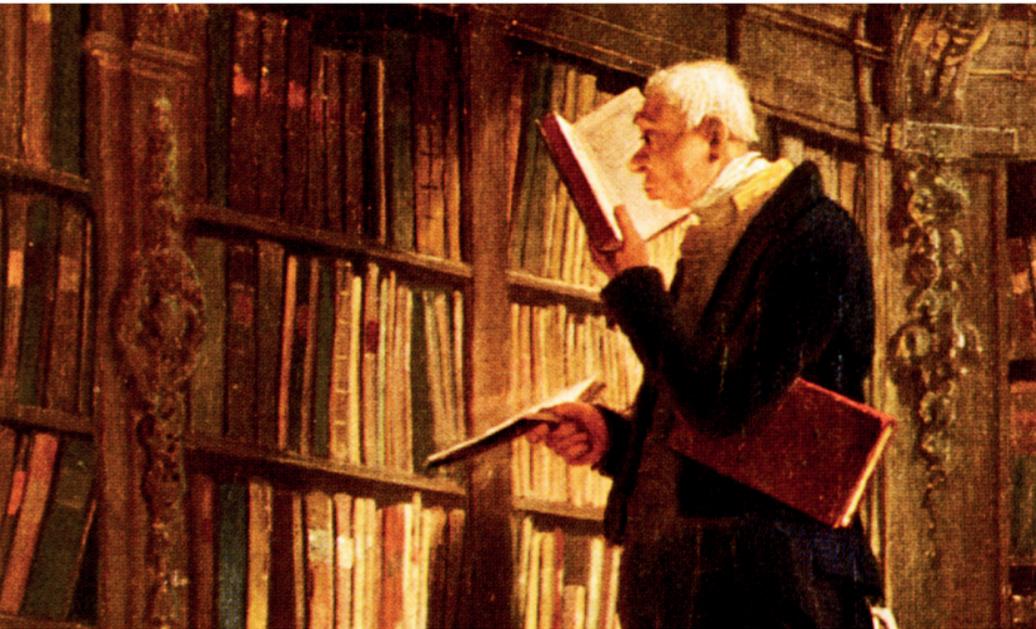


Michael Quante (Hg.)

Kleines Werklexikon der Philosophie



Kröner

Κ

KRÖNERS TASCHENAUSGABE BAND 402

Michael Quante (Hg.)

Kleines Werklexikon der Philosophie

Vorarbeiten von Franco Volpi

Unter Mitarbeit von Matthias Hoesch

ALFRED KRÖNER VERLAG STUTTGART

Michael Quante (Hg.)
Kleines Werklexikon der Philosophie
Vorarbeiten von Franco Volpi
Unter Mitarbeit von Matthias Hoesch
Stuttgart: Kröner 2012
(Kröners Taschenausgabe; Band 402)
ISBN Druck: 978-3-520-40201-1
ISBN E-Book: 978-3-520-40291-2

Unser gesamtes lieferbares Programm sowie viele weitere
Informationen finden Sie unter www.kroener-verlag.de

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2012 by Alfred Kröner Verlag Stuttgart
Datenkonvertierung E-Book: Alfred Kröner Verlag, Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	VII
Benutzungshinweise	IX
Alphabetischer Teil	1
Abkürzungsverzeichnis.....	2
A – Z	3
Anhang	645
Mitarbeiterverzeichnis.....	647
Hilfsmittel für die akademische Recherche in der Philosophie.....	650
Autoren- und Werkregister.....	652
Titelregister.....	660
Zeittafel	671

Vorwort

Das *Kleine Werklexikon der Philosophie* versteht sich als hilfreicher Begleiter im Studium, bei der Gestaltung des Schulunterrichts und in der universitären Lehre. Sei es, um ein Referat vorzubereiten, eine Hausarbeit zu schreiben oder den Unterricht zu konzipieren: Das *Kleine Werklexikon* stellt hierfür mit kompakten und verständlichen Zusammenfassungen 330 zentraler Werke, die den Zeitraum von der Antike bis zur Gegenwart abdecken, eine ausgezeichnete Basis bereit. Hinweise zur Rezeptionsgeschichte und auf Sekundärliteratur bieten einen optimalen Einstieg in das jeweilige Themenfeld.

Der ›große Bruder‹ des *Kleinen Werklexikons*, das von Franco Volpi besorgte, zweibändige *Große Werklexikon der Philosophie* (1999), hat sich längst zu einem wichtigen Standardwerk entwickelt, das vornehmlich in Bibliotheken benutzt wird. Mit dem *Kleinen Werklexikon* liegt nun ein Pendant ›für den Hausgebrauch‹ vor. Zahlreiche Artikel sind in gekürzter und aktualisierter Form übernommen worden, andere Beiträge mussten komplett neu verfasst werden; zugleich sind gegenüber dem *Großen Werklexikon* einige Werke des 20. und 21. Jh.s neu hinzugekommen. Besonderer Wert wurde darauf gelegt, die Artikel in Stil und Inhalt an die Bedürfnisse von Studierenden, Lehrern und Nachwuchswissenschaftlern anzupassen.

Die Auswahl der aufzunehmenden Werke fällt naturgemäß schwer. Als Orientierungspunkt diente das Lehrangebot deutscher Universitäten in den letzten Jahren. Darüber hinaus bin ich vielen Kollegen, die meine Nachfragen geduldig beantwortet haben, für ihre Einschätzungen zu Dank verpflichtet. Dennoch erforderte die Rücksichtnahme auf den Umfang des Lexikons immer wieder auch schmerzlichen Verzicht und Entscheidungen, die man in einzelnen Fällen mit guten Gründen auch anders hätte treffen können. Trotzdem bin ich zuversichtlich, dass dieses Lexikon im Kern die für seine Zwecke richtige Auswahl enthält.

Ein solches Projekt lässt sich nicht im Alleingang realisieren, sondern bedarf der Unterstützung vieler. Das *Kleine Werklexikon* zehrt in vielerlei Hinsicht von dem Engagement des überraschend verstorbenen Franco Volpi, dessen Arbeit ich aufnehmen konnte und hiermit dankbar weitergeführt habe. Bei Matthias Hoesch bedanke ich mich für den unermüdlichen Einsatz und die große organisatorische Umsicht, mit denen er die Mühsal von Redaktion und Lektorat übernommen hat. Der größte Dank gilt freilich den mehr als 120 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, ohne deren Kompetenz und Einsatzbereitschaft dieses Lexikon nicht zu realisieren gewesen wäre.

Münster, im Juli 2012

Michael Quante

Benutzungshinweise

Anordnung der Artikel

Die Artikel sind alphabetisch nach Autoren angeordnet; mehrere Werke eines Philosophen werden alphabetisch nach ihren Originaltiteln angeordnet. Für die Sortierung gilt der fettgedruckte Originaltitel, wobei vorangehende bestimmte oder unbestimmte Artikel unberücksichtigt bleiben.

Artikelaufbau

Der *Artikelkopf* führt zunächst den genauen Titel und Untertitel des Werks an, danach gegebenenfalls in Klammern die Sprachbezeichnung und den deutschen Übersetzungstitel nach gängiger deutscher Ausgabe. Englische Titel, zu denen keine deutsche Ausgabe vorliegt, werden nicht übersetzt, bei griechischen Werken wird häufig zusätzlich die lateinische Form angegeben. Es folgen Jahr und Ort der Erstausgabe (EA), der Erstveröffentlichung in einer Zeitschrift (EV) oder des unselbständigen Erstdrucks in einem Sammelband (ED); die Abkürzung ED steht außerdem für die ersten Druckausgaben antiker und mittelalterlicher Werke. Bei großem Abstand zur Erstausgabe, zur Erstveröffentlichung oder zum Erstdruck wird zusätzlich der Entstehungszeitraum genannt.

Der *Hauptteil* bietet die Darstellung des Werks. Nach einer Einleitung werden die wichtigsten Gedankengänge und Argumente des Werks wiedergegeben, wobei zugleich dessen Aufbau verdeutlicht wird. Abschließend steht ein Ausblick auf die Rezeptionsgeschichte und die Bedeutung des Werks für die Philosophie der Gegenwart.

Der *bibliographische Anhang* gliedert sich in zwei Teile:

Ausgabe(n): Wissenschaftlich zuverlässige aktuelle Ausgaben und Übersetzungen ins Deutsche; bei fremdsprachigen Werken auch englische Übersetzungen, sofern sie in der Sekundärliteratur eine Rolle spielen. Bereits im Artikelkopf genannte Ausgaben werden nicht wiederholt. Der Titel der

Ausgabe erscheint nur dann, wenn er von dem im Artikelkopf genannten Titel (auch übersetzter Titel) abweicht, andernfalls wird die Ausgabe nur mit Ort und Jahreszahl, gegebenenfalls zusätzlich mit Herausgeber, jeweiliger Sprache und Übersetzer, genannt.

Literatur: Sekundärliteratur in chronologischer Reihenfolge. In der Regel finden sich sowohl Standardkommentare als auch neuere Literatur, die einen Einstieg in die aktuelle Diskussion ermöglicht. Nach Möglichkeit wird wenigstens ein deutschsprachiger Text angegeben. Die Auswahl wurde bewusst übersichtlich gehalten.

Typographisches und Abkürzungen

Titel von Werken, Aufsätzen und Zeitschriftenartikeln werden durch *Kursivschrift* hervorgehoben; Überschriften von Teilabschnitten und Kapiteln stehen dagegen in doppelten Anführungszeichen.

Der Name des Philosophen, dessen Werk besprochen wird, wird mit dem ersten Buchstaben abgekürzt (gegebenenfalls auch der Vorname). Weitere Abkürzungen finden sich im *Abkürzungsverzeichnis*.

Mitarbeitersignaturen

Alle Artikel sind mit einer Verfassersignatur versehen. Den vollen Namen des Verfassers sowie seinen derzeitigen Wirkungsort kann man dem *Mitarbeiterverzeichnis* entnehmen.

Anhang

Im Anhang findet sich neben dem Mitarbeiterverzeichnis, zwei Registern und einer Zeittafel eine Rubrik *Hilfsmittel für die akademische Recherche in der Philosophie*. Dort werden Hinweise auf Nachschlagewerke, Reihen und Werke zur Methode der Philosophie sowie Tipps zur Literaturrecherche gegeben.

Das *Autoren- und Werkregister* dient als Inhaltverzeichnis, im *Titelregister* finden sich außer den Originaltiteln auch gängige Übersetzungen, die *Zeittafel* listet die enthaltenen Werke in chronologischer Folge.

Alphabetischer Teil

Abkürzungsverzeichnis

Anm.: Anmerkungen	GA: Gesamtausgabe
Aufl.: Auflage	gr.: griechisch
Ausg.: Ausgabe	Gttn.: Göttingen
Bd./Bde.: Band/Bände	Hbg.: Hamburg
Bibl.: Bibliographie	Hg.: Herausgeber
Bln.: Berlin	insb.: insbesondere
Cambr.: Cambridge	it.: italienisch
Drmst.: Darmstadt	Kap.: Kapitel
ders./dies.: derselbe/dieselbe	Komm.: Kommentar
DK: H. Diels, <i>Die Fragmente der Vorsokratiker. Gr./dt.</i> , 3 Bde., Hg.: W. Kranz, Bln. ⁶ 1951, ND Hildesheim 2004f.	krit.: kritisch(e)
dt.: deutsch	lat.: lateinisch
EA: Erstausgabe	Ldn.: London
ED: Erstdruck	Lpzg.: Leipzig
Einl.: Einleitung	Mchn.: München
engl.: englisch	NA: Neuauflage
entst.: entstanden	ND: Nachdruck/ Neudruck
Erl.: Erläuterungen	NY: New York
ern.: erneuert	Oxfd.: Oxford
erw.: erweitert	poln.: polnisch
EV: Erstveröffentlichung	sog.: sogenannt/e
Fbg.: Freiburg im Breisgau	Stgt.: Stuttgart
Ffm.: Frankfurt am Main	Tbg.: Tübingen
Frg.: Fragment	Ü.: Übersetzung
frz.: französisch	u. d. T.: unter dem Titel
	Wzbg.: Würzburg
	zus.: zusammen

Theodor W. Adorno

(früher Theodor Wiesengrund),
* 11.9.1903 Frankfurt am Main,
† 6.8.1969 Visp (Kanton Wallis);
zus. mit Max Horkheimer Begrün-
der der Kritischen Theorie.

Ästhetische Theorie

EA Ffm. 1970 (postum), Hg.:
G. Adorno/R. Tiedemann.

A. hat sein letztes Werk nicht mehr vollendet; es wurde als Fragment aus dem Nachlass ediert, ohne dass eine vom Autor endgültig bestimmte Reihenfolge der einzelnen Teile hätte zugrunde gelegt werden können. Die publizierte Form geht jedoch auf A.s Plan zurück, das Manuskript nicht streng zu gliedern, sondern die einzelnen Erörterungen zu Konstellationen zusammenzufügen. Größere, nicht durch Überschriften voneinander abgehobene Abschnitte sollen sich gegenseitig ergänzen, indem sie den Gedankenkomplex des Werkes aus jeweils anderer Perspektive mit immer neuem Schwerpunkt präsentieren. – Trotz der problematischen Textgestalt treten die Grundgedanken der Abhandlung klar hervor. A. geht es darum, die Kunst sowohl in ihrer Eigengesetzlichkeit als auch in ihrer Eingebundenheit in gesellschaftliche Prozesse zu

bestimmen. Kunst ist für A. eine Form naturbeherrschender Vernunft; ihre Werke kommen nur dadurch zustande, dass »Material«, d. h. Sprache, Töne, Formen und Farben, zu einer Einheit zusammengestellt wird. Die in der Kunst eine solche Einheit bewirkende Instanz nennt A. »Rationalität«. Weil jedes Kunstwerk daher das Resultat einer rationalen Konstruktion ist, kann es überhaupt als in sich stimmiges erfahren werden. Die rationale Fügung des Materials in der Kunst geschieht nach A. jedoch so radikal, dass die Werke in ihrer Stimmigkeit rätselhaft werden; bei der Erfahrung von Kunstwerken ist es so die Individualität des Materials, die in erster Linie anspricht. Mit der Freisetzung des Materials bewirkt die Kunst eine Rettung des Vielfältigen, das sonst unter dem beherrschenden Zugriff der Vernunft als solches verschwindet: Kunst ist so die Rettung des »Nichtidentischen«. In der Kunst wird die Herrschaft begreifender Vernunft jedoch nicht wirklich gebrochen oder gar überwunden, weil Kunstwerke als rationale Konstruktionen ohne diese Vernunft gerade nicht möglich sind. Die Rettung des Nichtidentischen erfolgt vielmehr im Schein, d. h. auf die einzige, in

einer rational bestimmten Welt mögliche Weise. Für A. ist aber nicht jede Kunst zu einer solchen Rettung imstande. Die für ihn maßgebliche Kunst hat sich aus allen kultischen Bindungen gelöst und eine eigene Gesetzmäßigkeit ausgebildet; sie ist autonom geworden. Diese Autonomie tritt für A. jedoch erst in der modernen Kunst wirklich hervor, da diese mit jedem Werk ihre Unabhängigkeit von künstlerischen Vorgaben vorangegangener Werke beweist. Die scheinhafte Rettung des Nichtidentischen ist nur dort möglich, wo es zur Herausbildung kanonischer Formen gar nicht erst kommt, sondern jedes Werk ein Angriff auf die ihm vorausgegangenen ist. Nur so kann sich die rationale Konstruktion im Ästhetischen radikal ausprägen, und die Individualität des Materials kann hervortreten. – A.s Buch ist eine Ästhetik der modernen und avantgardistischen Kunst, die auch an romantischen und klassischen Werken versucht, moderne Züge zu entdecken. Obwohl A.s Ästhetik ganz auf die ästhetische Moderne verpflichtet ist, schließen seine Erörterungen an bedeutende Positionen der philosophischen Tradition an. Kant, Hegel und Schelling sind mit ihren Ästhetiken präsent. Oft bildet A. ei-

gene Bestimmungen erst in der Auseinandersetzung mit ihnen heraus und entwickelt traditionelle Probleme aufgrund seiner Voraussetzungen neu. So z. B. die Rehabilitierung des Naturschönen: Kunst ist als Rettung des Nichtidentischen die einzige Darstellung einer nicht durch Vernunft Herrschaft verstellten Natur. A. hat die *Ästhetische Theorie* zusammen mit der → *Negativen Dialektik* und einer geplanten Moralphilosophie als sein Hauptwerk angesehen. Das Werk versammelt die wesentlichen Motive seines Denkens. Konsequenter noch als die *Negative Dialektik* verweist die Abhandlung zur Ästhetik auf die Kunst als eigentliche Instanz authentischer Erfahrung. Die *Ästhetische Theorie* löst daher den philosophiekritischen Impuls von A.s Philosophie am deutlichsten ein. Sie kann aber auch als einer der bedeutendsten Beiträge der neueren Philosophie zur Ästhetik gelten.

G. FIGAL

AUSGABE: *Gesammelte Schriften*, Bd. 7, Ffm. 42003.

LITERATUR: G. Figal, *T.W. A. Das Naturschöne als spekulative Gedankenfigur*, Bonn 1977. – G. Figal u. a. (Hg.), *A. im Widerstreit. Zur Präsenz seines Denkens*, Fbg./Mchn. 2004.

Dialektik der Aufklärung.*Philosophische Fragmente*

EA Amsterdam 1947, verfasst zus. mit Max Horkheimer.

Das in den Jahren 1939–44 geschriebene Buch ist kein einheitliches Werk, sondern eine Zusammenstellung von Texten, die ein Thema aus verschiedenen Perspektiven erörtern. Es erschien zunächst 1944 in hektographierter Form anlässlich des 50. Geburtstags von F. Pollock. Der systematisch wichtigste 1. Teil ist dem »Begriff der Aufklärung« gewidmet; dieser wird in zwei Exkursen über Homers *Odyssee* und die Romane des Marquis de Sade illustriert. Die folgenden Abhandlungen über »Kulturindustrie. Aufklärung als Massenbetrug« und »Elemente des Antisemitismus« sind Gegenwartsdiagnosen. Das Buch schließt mit »Aufzeichnungen und Entwürfen«, was den im Untertitel genannten fragmentarischen Charakter bestätigt. A. und Horkheimer legten großen Wert auf die gemeinsame Verfasserschaft und identifizierten sich auch später noch beide mit dem Buch. Dennoch gibt es Anhaltspunkte, die erkennen lassen, wer für welche Teile des Buches verantwortlich ist. Eindeutig zuzuordnen sind die beiden Exkurse, von denen

der erste auf A., der zweite auf Horkheimer zurückgeht. In der überarbeiteten Neuausgabe des Werkes von 1969 sind marxistische Begriffe und Formulierungen gegenüber der Erstausgabe deutlich zurückgenommen. – Thema des Buches ist eine als herrschaftsförmig begriffene Vernunft, die zum Opfer ihrer eigenen Herrschaftsansprüche wird. »Aufklärung« ist der Name für diese Vernunft, nicht etwa für eine historische Epoche; »Dialektik« meint die Verstrickung dieser Vernunft in ihre eigenen Netze. Dies wird an einem geschichtsphilosophischen Entwurf genauer gezeigt: Jede Form menschlichen Verhaltens zur Natur ist ein Versuch der Naturbeherrschung, der an das Beherrschte gebunden bleibt. Damit wird in der Naturbeherrschung nicht erreicht, was in ihr beabsichtigt war: Unabhängigkeit von der Natur. Weil der Versuch einer Befreiung durch Herrschaft jedoch das Wesen der Vernunft ist, kann sein Scheitern nicht vernünftig eingesehen werden. Die Vernunft treibt stattdessen immer neue Versuche hervor, die sie nun auch selbst in Mitleidenschaft ziehen: Jeder neue Versuch vernünftiger Naturbeherrschung stellt sich als eine Überwindung der vorhergehenden dar und bleibt so

in seiner eigenen Geschichte befangen. Mit der Totalisierung der Naturbeherrschung in der modernen Technik und Wissenschaft totalisiert sich dementsprechend auch die Eingebundenheit in die Natur; der Anspruch totaler Freiheit schlägt in totale Unfreiheit um. Dieser Zustand ist nach A. im 20. Jh. mit seiner technisch-wissenschaftlichen Einrichtung erreicht. Dass Naturbeherrschung und Naturverfallenheit derart zusammengehören, erläutern die Autoren in den Einzeluntersuchungen des Buches. Der Exkurs über die *Odysee* soll zeigen, dass der epische Held dort, wo er die verführerischen Sirenen überlistet, bereits ein früher Aufklärer ist; an den Romanen de Sades soll deutlich werden, wie eine sinnenfeindliche Moral in der Sinnlichkeit selbst verfangen bleibt. Weiter soll die von der »Kulturindustrie« organisierte Unterhaltung in Film und Rundfunk als die Verdoppelung gerade jener Arbeitswelt einsichtig werden, von der sie temporär frei machen soll. Schließlich soll der von Anfang an christlich geprägte Antisemitismus als Herrschaftsanspruch gegenüber dem göttlichen Heil verstanden werden können, der sich in seinem Scheitern als Hass entlädt. – Das Werk

ist mit dem Anspruch, eine Geschichte der Vernunft zu geben, die zugleich Naturgeschichte ist, Programmschrift der Kritischen Theorie im Sinne der Frankfurter Schule geworden. A.s und Horkheimers spätere Schriften können als Versuche gelten, die Thesen des gemeinsamen Werkes weiterzubedenken.

G. FIGAL

AUSGABEN: *Gesammelte Schriften*, Bd. 3, Ffm. 1984, 7–296. – M. Horkheimer, *Gesammelte Schriften*, Bd. 5, Ffm. 2003, 11–290.

LITERATUR: J. Habermas, *Die Verschlingung von Mythos und Aufklärung. Bemerkungen zur Dialektik der Aufklärung – nacheiner erneuten Lektüre*, in: K. H. Bohrer (Hg.), *Mythos und Moderne*, Ffm. 1983, 405–431. – W. v. Reijen/G. Schmid-Noerr (Hg.), *Vierzig Jahre Flaschenpost. »Dialektik der Aufklärung« 1947–1987*, Ffm. 1987. – A. Hetzel, *Interpretation. Max Horkheimer/T. W. A.: Dialektik der Aufklärung*, in: G. Gamm (Hg.), *Interpretationen. Hauptwerke der Sozialphilosophie*, Stgt. 2001.

Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben

EA Bln./Ffm. 1951.

Das 1944 bis 1947 entstandene philosophische Werk ist eine Sammlung von kurzen Texten im Stil Nietzsches. Sie sind

im Inhaltsverzeichnis in drei datierten Teilen (1944, 1945, 1946/47) zusammengestellt. Der Titel spielt auf die aristotelische Schrift *Magna Moralia* an. A.s ironische Umkehrung bezieht sich dabei nicht in erster Linie auf den Umfang des Buches oder die Länge seiner Beiträge, sondern auf den Anspruch, der mit einer Schrift zur Ethik allein noch verbunden sein kann: Statt einer Lehre vom guten Leben im Sinne der Tradition versammelt A. darin »Reflexionen aus dem beschädigten Leben«. – In der Zueignung an den Freund Horkheimer erläutert A., wie dies genauer gemeint ist: Das Leben, dem traditionelle philosophische Überlegungen eine Richtung geben wollten, ist »zur Sphäre des Privaten und dann bloß noch des Konsums geworden«; die Wahrheit des Lebens zeigt sich nicht mehr unmittelbar, sondern nur noch in »entfremdeter Gestalt«. Den Beschädigungen des Lebens nachzuspüren, ist die einzige Möglichkeit für A., wenigstens noch eine Ahnung des unbeschädigten Lebens wachzuhalten. Die einzelnen Texte gehen dabei aus »vom engsten privaten Bereich, dem des Intellektuellen in der Emigration«; sie sind nicht durch einen »expliziten theoretischen

Zusammenhang« verknüpft. A. behandelt die Themen des sittlichen Lebens in ihrer ganzen Bandbreite: Ehe und Familie, Eros und Tod, das Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft, Eigentumsverhältnisse und die Einstellung zu ihnen; auch der Kulturkritik, der Wissenschaft, der Kunst und der Philosophie widmet er prägnante Beobachtungen und Überlegungen. Hervorzuheben sind schließlich die theologischen Reflexionen des Werkes: Unter dem Titel »Zum Ende« verpflichtet A. im letzten Text der Sammlung die Philosophie darauf, »alle Dinge so [zu] betrachten, wie sie vom Standpunkt der Erlösung aus sich darstellten«, und hält zugleich fest, dass dieser Standpunkt sich philosophisch nicht einnehmen lässt. Dies zu tun, hieße, die Bedingtheit der Philosophie durch die Verhältnisse des beschädigten Lebens zu verleugnen. Der Versuch, über das Bestehende hinauszudenken, muss darum noch seine eigene Unmöglichkeit begreifen – »um der Möglichkeit willen«. Mit besonderer Deutlichkeit ist hier der gebrochene theologische Impuls von A.s Denken im Ganzen gefasst.

G. FIGAL

AUSGABE: *Gesammelte Schriften*, Bd. 4, Ffm. 72003.

LITERATUR: A. G. Düttmann, *So ist es. Ein philosophischer Komm. zu A.s Minima Moralia*, Ffm. 2004.

Negative Dialektik

EA Ffm. 1966.

Das 1959–66 verfasste Werk ist insofern A.s wichtigster Beitrag zur Philosophie, als er sich nirgends sonst so ausführlich auf systematische Erörterungen philosophischer Grundpositionen einlässt. Das Buch soll jedoch kein systematischer Entwurf im klassischen Sinne sein. A. will keine Theorie anbieten, die sich im Vergleich zu anderen als überzeugender erweist, sondern eine »Methodologie« seiner »materialen Arbeiten« geben. Das Buch soll die Grundbegriffe und Grundgedanken von A.s Schriften zu Musik, Literatur, Gesellschaft und Geschichte entfalten und verdeutlichen, weshalb diese Grundbegriffe und Grundgedanken eigentlich nur am »Material« adäquat zur Geltung kommen können. A. legt ein philosophisches Buch vor, das zeigen soll, weshalb sein Autor sich dem philosophischen Denken im üblichen Sinne verweigert. – Das Werk beginnt mit einer ausführlichen Einleitung und ist dann in drei Teile gegliedert. Der 1. Teil, der das »Verhältnis zur Ontologie«

behandelt, hat v. a. polemisch abgrenzenden Charakter; im Einspruch gegen die Philosophie Heideggers soll der Ansatz des Werkes ein erstes Profil gewinnen, indem die leere Allgemeinheit der heideggerschen Rede von »Sein« und die philosophische Verpflichtung gegenüber dem besonderen Seienden geltend gemacht wird. Das mittlere Stück ist dem »Begriff« und den »Kategorien« einer negativen Dialektik gewidmet und bildet so auch der Sache nach das Zentrum. Der 3. Teil entwickelt »Modelle« der negativen Dialektik. Diese sind eine am Begriff der Freiheit orientierte Erörterung zu Kants praktischer Philosophie. Es folgt ein »Exkurs zu Hegel« über »Weltgeist und Naturgeschichte«. Den Abschluss bilden »Meditationen zur Metaphysik«, die die Möglichkeit philosophischen Denkens und der Kultur überhaupt nach der Industrialisierung des Todes umkreisen, die mit dem Namen »Auschwitz« angezeigt wird. A.s Erörterungen einer negativen Dialektik umkreisen die Schwierigkeiten der Philosophie, die aus dem Wesen des Denkens selber entspringen. Denken ist für A. begriffliches Denken. Begriffe sind verallgemeinernde Bestimmungen des Seienden in dem, was es ist:

Sie sollen das Seiende verfügbar und beherrschbar machen. Diesen Gedanken übernimmt A. aus der → *Dialektik der Aufklärung*. Jede begriffliche Bestimmung ist darin für A. dialektisch, dass sie die unmittelbare Gegebenheit des Seienden negiert und so zum Positiven eines bestimmten Gegenstandes kommt, der seine Bestimmtheit nur durch die Vermittlung des Begriffes hat. Kein Begriff sagt einfach nur, was etwas ist, sondern macht das bestimmte Sein des Bestimmten von sich selber abhängig. Hieraus erklärt sich das Programm einer negativen Dialektik: Negativ dialektisch ist ein sich selbstkritisch gegen den Herrschaftscharakter der Begriffe wendendes Denken; die begriffliche Vermittlung wird negiert, so dass sich der Vorrang des unmittelbar Gegebenen vor den Begriffen zeigen kann. Dieses vorrangige unmittelbar Gegebene nennt A. »das Nichtidentische«; es ist durch den bestimmenden Begriff nicht oder noch nicht zu einer bestimmten Identität gebracht. Das Nichtidentische ist das absolut Individuelle. Zum absolut individuellen Nichtidentischen kann man sich nur angemessen verhalten, indem man sich von ihm betreffen und irritieren lässt. Ein Denken im Sinne der negativen

Dialektik steht so wesentlich im Zeichen von Betroffenheit und Irritation. Da es aber kein unbegriffliches Denken gibt, lässt sich ein solches Denken nicht direkt artikulieren; philosophisch kann man für die Erfahrung des Nichtidentischen nur den Raum freihalten. Für die innere Konsequenz von A.s Philosophie ist es darum bezeichnend, dass er sich in den abschließenden »Meditationen zur Metaphysik« auf die Artikulationsmöglichkeiten der Literatur beruft, um die Möglichkeit einer Erfahrung des Nichtidentischen zu bedenken. Was die Philosophie nicht kann, traut A. immerhin der Kunst zu. So führen die Erörterungen des Buches auf die »materialen Arbeiten« zurück; ebenso verweisen sie auf A.s → *Ästhetische Theorie*. – Obwohl die *Negative Dialektik* ein philosophisches Hauptwerk A.s ist, stand sie immer im Schatten der *Dialektik der Aufklärung* und der *Ästhetischen Theorie*. So ist durch die Wirkungsgeschichte bestätigt, dass die wichtigsten Impulse des A.'schen Denkens sich auch einer gebrochenen Systematik entziehen.

G. FIGAL

AUSGABE: *Gesammelte Schriften*, Bd. 6, Ffm. 52003, 7–412.

LITERATUR: L. STRESIUS, *T.W. A.s »Negative Dialektik«: eine kriti-*

sche Rekonstruktion, Ffm./Bern 1981. – U. Müller, *T.W. A.s »Negative Dialektik«*, Darmst. 2006. – A. Honneth/C. Menke (Hg.), *T.W. A., Negative Dialektik*, Bln. 2006 (*Klassiker Auslegen*).

Gertrude Elizabeth Margaret Anscombe

* 18. 3. 1919 Limerick (Irland),
† 5. 1. 2001 Cambridge (England);
Schülerin Wittgensteins mit zentralen Beiträgen zur Handlungstheorie und Ethik.

Intention

(engl.; *Absicht*), Oxf. 1957, ³1963 (veränd.).

Mit der Thematisierung der Intentionalität als Spezifikum menschlichen Handelns etabliert A. die genuine Sphäre des Praktischen innerhalb der sprachanalytischen Philosophie. Insofern sie ›Handeln‹ dabei in einer teleologischen (zielorientierten) Perspektive deutet, stellt A. sich in eine letztlich auf Aristoteles zurückgehende Tradition. Da ihre Analyse sich in *Intention* allein auf das absichtsvolle Tun (genau das ist ›handeln‹) bezieht, die normativen Aspekte der praktischen Philosophie jedoch nicht reflektiert (z. B. die Frage nach dem guten Handeln, nach der Freiheit und Autonomie der Absichten, nach dem Gut-

Sein der Absichten in einem ethischen Sinne), handelt es sich hier um Handlungstheorie, nicht aber um Ethik. A. ist davon überzeugt, dass eine normative Ethik nicht gelingen kann, solange eine *adequate philosophy of psychology* die traditionellen ethischen Begriffe nicht in moderner Weise analysiert hat (*Modern Moral Philosophy*, in: *Philosophy* 33/124, 1958). – Zunächst analysiert A. die Verwendungsweisen von ›Absicht‹ (§§ 1–27) und unterscheidet v. a. das Phänomen absichtlichen Handelns von der Absicht, die jemand mit einer Handlung verfolgt. Da auf die Frage nach der Absicht mit der Angabe von Handlungsgründen, nicht von Ursachen, geantwortet wird, muss der Antwortende nach A. über ein Wissen vom Zusammenhang zwischen begründender Absicht und absichtlicher Handlung verfügen. A. vertritt gegen die empiristische Tradition die These, dass es sich hierbei um ein Wissen besonderer Art handelt, um praktische Erkenntnis, die kein Modus theoretischen Wissens ist (§§ 32; 48), sondern ein Wissen, das ohne jede ›Beobachtung‹ um sich weiß. Diese Unterscheidung sieht A. in der modernen Philosophie vergessen, findet sie jedoch z. B. bei Aristoteles. Letzterer

hatte nach A. mit dem »praktischen Syllogismus« (die Sphäre des Handelns betreffender Schluss) den Zusammenhang von Handlungsgründen und Handlung in einer quasi-syllogistischen Struktur formal dargestellt. Dabei bezeichnet die erste Prämisse etwas als begehrenswert, während die zweite Prämisse das Begehrte mit einer realisierenden Handlung verknüpft, so dass die Konklusion angibt, »was zu tun« ist. A. rekonstruiert diesen Syllogismus in einer idealen Form, die sich so bei Aristoteles nicht findet. V.a. die These, die Konklusion des praktischen Schlusses »sei« eine Handlung (§ 33), ist für eine bis heute anhaltende Diskussion verantwortlich (G. H. v. Wright). – A. hat das Intentionalitätsschema als grundlegendes Paradigma der Handlungs- und Humanwissenschaften etabliert und so das Verstehen von Gründen als eigenständige analytische Kategorie neben das Erklären durch die Angabe von Ursachen gestellt. Dieser Ansatz erfährt gegenwärtig große Aufmerksamkeit im Zusammenhang der Kontroverse um die Frage, ob menschliches Handeln durchgängig naturalisierbar ist oder ob es in irreduzibler Weise teleologisch ist. Diese Debatte betrifft Kernfragen des personalen

Selbstverständnisses (Rationalität, Freiheit, Moralität, Verantwortung).

N. SCHNEIDER

AUSGABEN: Cambr. (Mass.) ²2000. – Dt., Ü.: J. Schulte, Bln. 2011.

LITERATUR: G. H. v. Wright, *Erklären und Verstehen*, Hbg. 2008 (EA 1971). – R. Teichmann, *The philosophy of E. A.*, Oxf. 2008. – C. Horn/G. Löhner (Hg.), *Gründe und Zwecke: Texte zur aktuellen Handlungstheorie*, Bln. 2010.

Anselm von Canterbury

* 1033 Aosta, † 21. 4. 1109 Canterbury; signifikanter Denker an der Wende des monastischen zum sog. scholastischen Denken.

Prosligion

(lat.; *Anrede*), entst. um 1077/78; ED Nürnberg 1491.

In der Tradition monastischer, von Augustin mitgeprägter Schriftlesung nähert sich A. in der sorgfältig rationalen Argumentation des *Monologion* – vom Begehren des (in unterschiedlichem Grade) Erstrebenswerten ausgehend – dem höchsten Wesen. Darin findet der Glaube zur Sprache. Dem Gebet eines in Rast- und Ratlosigkeit verstrickten Menschen verdankt sich die Kurzfassung dieser Argumentation im *Prosligion*, in der er die ihm plötzlich gegebene Einsicht darlegt,

dass »etwas, über dem Größeres nicht gedacht werden kann« (*aliquid quo maius cogitari nequit*) nicht nur gedacht wird, sondern in Wahrheit ist – soll man nicht dem Widerspruch verfallen, dass es etwas gebe, das größer ist als das, worüber hinaus Größeres nicht gedacht werden kann. Es kann vielmehr gar nicht gedacht werden, dass es nicht ist. (*Proslogion* 2–4). Es schließen sich Aussagen über das höchste Wesen an, die vom Streben nach dem Guten ausgehend zur Grenzsituation des Denkens führen. Letztlich zeigt sich, dass das höchste Wesen größer ist, als es gedacht werden kann. A. verfügte, dass seinem opusculum die spätere Diskussionen vorwegnehmenden formalen Einwände von Gaunilo mit seinen Erwidern gegeben werden sollten. – A.s Argumentation hat eine sich über Jahrhunderte hinziehende Diskussion über das »ontologische Argument« (Kant), um »das wohl eine jede Philosophie [...] kreist« (T.W. Adorno), ausgelöst. In den unterschiedlichen Traditionen des von Erfahrungsgegebenem ausgehenden Denkens (Thomas von Aquin, Ockham, Hume, Kant) wird dieses abgelehnt, in der (strukturell) theologischen Tradition, die dem Denken Autonomie zugesteht (Bonaventura,

Duns Scotus, Descartes, Leibniz, Hegel) weiterentwickelt. Im 20. Jh. eröffnet K. Barths betont theologische Deutung des Arguments im Sinne eines »geoffenbarten Gottesnamens« eine neue Diskussion, die über neuscholastische Apologetik sog. Gottesbeweise hinausgeht. Später verselbständigten sich formal(istisch)e Diskussionen – bis in eine gewisse Verlegenheit angesichts der modallogischen Rekonstruktion bei K. Gödel. Diese Diskussionen blendeten den ursprünglichen Kontext der Argumentation A.s aus, der neuerdings in performativen Ansätzen wieder gesehen wird. K. Jaspers sah indes den Verpflichtungscharakter von A.s Gedanken, ihn mit Kants Postulat sittlichen Handelns vergleichend, im »Wissen darum, dass die Wirklichkeit der Vernunft ihren Grund nicht in sich selbst hat«.

H. KOHLENBERGER

AUSGABEN: *Opera omnia*, 6 Bde., Hg.: F.S. Schmitt, ND Stgt. 1968, Bd. 1, 89–122. – Engl., *The Major Works*, Hg.: B. Davies/G.R. Evans, Oxf. 1998. – Lat./dt., Hg. und Ü.: F.S. Schmitt, Stgt. ²1984. – Lat./dt., Hg. und Ü.: R. Theis, Stgt. 2005.

LITERATUR: K. Barth, *Fides quaerens intellectum*, Mchn. 1931. – K. Jaspers, A., in: ders., *Aus dem Ursprung denkende Metaphysiker*,

Mchn. 1957, 117 ff. – J. Vuillemin, *Le Dieu d'Anselme et les apparences de la raison*, Paris 1971. – J. Bromand/G. Kreis (Hg.), *Gottesbeweise von A. bis Gödel*, Bln. 2011.

Hannah Arendt

* 14.10.1906 in Hannover,
† 4.12.1975 in New York;
deutsch-amerikanische Philosophin
und Politische Theoretikerin.

The Human Condition

(engl.; *Vita activa oder Vom tätigen Leben*), EA Chicago 1958.

In *Vita activa* möchte A. über das nachdenken, »was wir eigentlich tun, wenn wir tätig sind«. In systematischer Hinsicht versucht sie zu zeigen, warum Arbeiten, Herstellen und Handeln die drei »Grundtätigkeiten« der *Vita activa* bilden und unterschiedliche Typen menschlicher Aktivitäten realisieren; in historischer Hinsicht geht es ihr v.a. darum, die Ursprünge der neuzeitlichen »Weltentfremdung« offenzulegen. Wenngleich sie das Verhältnis von *Vita activa* und *Vita contemplativa* thematisiert, geht A. in dem vorliegenden Werk auf die Tätigkeit des Denkens nicht eigens ein. – Arbeiten, Herstellen und Handeln bilden deshalb die Grundtätigkeiten der *Vita activa*, weil sie jeweils einer »Grundbedin-

gung« des menschlichen Lebens entsprechen: das Arbeiten der biologischen Beschaffenheit von Menschen, das Herstellen ihrem Angewiesensein auf »Weltlichkeit« und das Handeln dem Umstand, dass »viele Menschen auf der Erde leben«. Begrifflich ist die Arbeit für A. eine Tätigkeit des menschlichen Körpers, durch die Güter erzeugt werden, die zum Verzehr bestimmt sind. Da ihre Produkte keine »Beständigkeit« hätten, könne die Arbeit nicht weltbildend sein. Vielmehr seien das Arbeiten und Konsumieren nur »Stadien in dem Kreislauf des biologischen Lebensprozesses«. Demgegenüber ist das Herstellen für A. ein Hervorbringen von Dingen, die ein vom Herstellungsprozess »unabhängiges Dasein« haben und deshalb als Gebrauchsgegenstände fungieren können. Diese Tätigkeit versteht A. als eine Verdinglichung bzw. Vergegenständlichung, durch die »Material« nach Maßgabe eines vorgängig bestehenden »Modells« (etwa eines Tisches) planmäßig »verfertigt« wird. Aufgrund ihrer Dauerhaftigkeit seien die Produkte des Herstellens prinzipiell geeignet, eine Welt zu bilden und den Menschen eine »Heimat« zu bieten. Das sprachlich vermittelte Handeln

schließlich ist in A.s Verständnis die »höchste und menschlichste Tätigkeit der *Vita activa*«, durch die Menschen »Neues in Bewegung setzen« und enthüllen, wer sie sind. Es spielt sich »direkt zwischen den Menschen« ab und dient nicht der Erzeugung von Konsum- oder Gebrauchsgegenständen. Das »ursprünglichste Produkt« des Handelns ist nach A. eine sinnstiftende »Lebensgeschichte«, deren Eigentümlichkeit darin bestehe, von niemandem »ersonnen« zu sein. – Auf der Grundlage dieser begrifflichen Unterscheidungen nimmt A. eine vielschichtige historische Analyse der von ihr konstatierten Weltentfremdung vor. Sie glaubt, dass die antiken griechischen Stadtstaaten die Tätigkeiten des Arbeitens, Herstellens und Handelns adäquat institutionalisierten, indem sie eine strikte Trennung zwischen der öffentlichen und politischen Sphäre des Handelns (*polis*) und dem privaten Bereich des Arbeitens (Haus im Sinne von *oikos*) etablierten und dem Herstellen lediglich einen nicht-politischen öffentlichen Raum (den »Tauschmarkt«) zuerkannten. Demgegenüber seien die neuzeitlichen europäischen Gesellschaften dadurch charakterisiert, dass sie die Arbeit und das private Eigentum zu

öffentlichen Angelegenheiten machten (durch die Einrichtung entsprechender Märkte) und die Sphäre des politischen Handelns durch einen Staat ersetzten, dessen Hauptaufgabe in dem Schutz der Einzelnen als »Konkurrenten« bestehe. Darüber hinaus habe die neuzeitliche Wirtschaft im Zuge der Entfaltung ihrer Produktivität die »Werkfähigkeit in Arbeit« transformiert – nämlich einen gesellschaftlichen Raum geschaffen, in dem Gebrauchsgegenstände wie Konsumgüter behandelt würden. Dieser Triumph des »Animal laborans« erklärt für A. den neuzeitlichen »Weltverlust«. Den fraglichen Entfremdungsprozess sieht sie (zumindest zum Teil) in der politischen Philosophie seit Platon angelegt, in der sich das Bestreben artikuliere, »Handeln durch Herstellen zu ersetzen«. In der neuzeitlichen Physik und Philosophie (seit Descartes) kommt nach A.s Einschätzung die »Flucht aus der Welt in das Selbstbewußtsein« prägnant zum Ausdruck. – Seit ihrem Erscheinen hat A.s Schrift Debatten unter Philosophen, Politikwissenschaftlern und Gesellschaftstheoretikern ausgelöst; sie wird als eines von A.s Hauptwerken angesehen.

H.-C. SCHMIDT AM BUSCH

AUSGABE: Mchn./Zürich 2007.

LITERATUR: K.-H. Breier, *H. A. zur Einführung*, Hbg. 2011. – W. Heuer u. a. (Hg.), *A.-Handbuch*, Stgt./Weimar 2011.

Aristoteles

* 384 v. Chr. Stagira (Chalkidike),
† Oktober 322 v. Chr. Chalkis (Euböa); neben Platon wichtigster griechischer Philosoph.

Ēthika Eudēmeia

(gr.; lat.: *Ethica Eudemica*; *Eudemische Ethik*), entst. 4. Jh. v. Chr.; ED Venedig 1498 (gr., in: *Opera*, Bd. 5).

Warum das Werk seinen Titel trägt, ist unbekannt. Es umfasst acht Bücher. Buch I 1–4 handelt von der ›Glückseligkeit‹ (*eudaimonia*) als Ziel des menschlichen Lebens. Drei Voraussetzungen für ein gegliedertes Leben nennt A.: die philosophische Einsicht (*phronēsis*), die ethische Tauglichkeit (*aretē*) und die Lust (*hēdonē*); diese entsprechen drei Lebensformen: dem philosophischen, dem politischen und dem genießerischen Leben. Die Kapitel 4–5 thematisieren die Methode der Ethik. Sie entspricht der dialektischen Methode, die A. in Buch I der *Topik* entwickelt. Die Kapitel 7–8 unterstreichen mit Nachdruck, dass das Wesen des höchsten Gutes

darin besteht, dass es die höchste Form eines trefflichen Tätigseins des Menschen darstellt. – Buch II setzt die Untersuchung über die *eudaimonia* fort und thematisiert die Tauglichkeit (*aretē*) im Allgemeinen. Das Tätigsein der Seele im Sinne ihrer vortrefflichen Tauglichkeit bedeutet *eudaimonia*, gegliedertes Leben. A. unterscheidet zwei Seelenteile, den Teil, der den Logos nicht hat und den, der ihn hat. Entsprechend unterscheidet A. zwei Formen von Tauglichkeiten: die ethischen und die dianoetischen Tauglichkeiten. Die ethischen Tauglichkeiten gehören dem Seelenteil an, der einerseits den Logos nicht hat, andererseits ihn hat, insofern er dem Logos folgen kann. Dem Seelenteil, der den Logos hat, gehören die dianoetischen Tauglichkeiten an. Das Prinzip der rechten Mitte gilt als Grundnorm des Guten. – Buch III erörtert die einzelnen ethischen Tauglichkeiten; deren Analyse wird in den Büchern IV–VI fortgesetzt, die den Büchern V–VII der → *Nikomachischen Ethik* entsprechen. Buch VII handelt von der Freundschaft. Buch VIII untersucht den richtigen und falschen Gebrauch der Tauglichkeiten, das Verhältnis von Erfolg (*eutychia*) und Glück (*eudaimonia*) und von

Schönheit und Gutheit (*kalo-kagathia*). Für die Interpretation des Satzes im Schlussteil der Schrift, dass nicht der Zufall, sondern Gott der Anfang der Tätigkeits-Bewegung der Seele ist, ist von Bedeutung, dass ›Gott‹ nicht den Gott im Kosmos, sondern den Gott in uns meint, der nicht durch Befehlen herrscht, sondern das Ziel (*telos*) darstellt, um dessen willen die praktische Umsicht das zu Tugend erschließt. – Die Echtheit des Werkes wurde von L. Spengel (1841), von Schleiermacher (1817) und von E. Kapp (1912) mit unterschiedlichen Gründen infrage gestellt. W. Jaeger (1923) brachte den Hinweis ein, dass im Gegensatz zur *Nikomachischen Ethik* das Streben zu Gott die Zentralidee des Werkes darstellt und *phronēsis* in Übereinstimmung mit dem *Protrep-tikos* noch ganz »exklusiv Schau der göttlichen Arché« (*arché* = ›Anfang‹) bedeutet. Das Werk wird heute vorbehaltlos A. zugeschrieben; was die Datierung betrifft, so hat die neuere Forschung den Nachweis erbracht, dass es vor der *Nikomachischen Ethik* entstanden ist.

E. BRAUN

AUSGABEN: Gr., in: *Opera*, Bd. 2, Hg.: I. Bekker, Bln. 1960, 1214a – 1249b 25. – Gr./engl., *The Eudemian Ethics*, Ü.: H. Rackham, Ldn.

1935 (ND 1971). – Engl., *Eudemian Ethics*, Hg.: M. Woods, Oxf. 1992. – Dt., Ü.: F. Dirlmeier, in: *Werke*, Bd. 7, Bln. 1962; ⁴1984 (mit Einl., Komm. und Bibl.).

LITERATUR: F. Schleiermacher, *Über die ethischen Werke des A.*, in: ders., *Sämtliche Werke*, 3. Abt., Bd. 3, Bln. 1835. – E. Kapp, *Das Verhältnis der eudemischen zur nikomachischen Ethik*, Diss. Fbg., 1912. – W. Jaeger, *A.*, Bln. 1923, 237–270. – D.J. Allan, *The Fine and the Good in the Ethica Eudemica*, in: P. Moraux/D. Halfinger (Hg.), *Untersuchungen zur Eudemischen Ethik. Akten des 5. Symposium Aristotelicum*, Bln. 1971. – A. Kenny, *The Aristotelian Ethics*, Oxf. 1978. – M.H. Wörner, *Das Ethische in der Ethik des A.*, Fbg./Mchn. 1990.

Ēthika Nikomacheia

(gr.; lat.: *Ethica Nicomachea*; *Nikomachische Ethik*), Entstehungszeit unklar; ED Venedig 1498.

Die *Nikomachische Ethik* (in zehn Büchern) wird traditionell als ethisches Hauptwerk des A. betrachtet. Daran hat auch die neuere Forschung nichts geändert, obwohl die lange vernachlässigte *Eudemische Ethik* (in acht Büchern) hier verstärkt Aufmerksamkeit findet. Dass beide Ethiken, die drei identische Bücher enthalten, A. zuzuschreiben sind, ist anders als für die *Magna Moralia* (in zwei Büchern) weithin unumstritten.

Ihr Verhältnis genauer zu bestimmen, bereitet aber Schwierigkeiten. – Die Grundzüge seiner Konzeption erläutert A. in den Büchern I und II. Demzufolge strebt jede Handlung (*praxis*) nach einem für gut gehaltenen Ziel (*telos*), wobei es zwar eine große Anzahl möglicher Ziele gibt, untergeordnete Ziele aber als Mittel zur Realisierung übergeordneter Ziele beitragen. Letztlich geht es uns immer um ein höchstes oder bestes Ziel (*ariston*), das in einem guten Leben (*eudaimonia*) liegt. Praktische Philosophie soll nach A. ermöglichen, dieses Ziel besser zu treffen. Vorausgesetzt wird eine Vernunft (*logos*), die im guten Leben gemäß der Tugend bzw. Bestheit (*aretē*) gebraucht werden muss. Auch äußere und körperliche Güter sind erforderlich, entscheidend ist jedoch ihr tugendhafter Gebrauch. A. greift damit – wie schon mit der zentralen Verbindung von *eudaimonia* und *aretē* – auf einen Gedanken Platons zurück, ohne ihm durchgängig zu folgen. Vielmehr betont er, dass es keine einheitliche und selbständige Idee des Guten gibt. Entsprechend versteht er Tugend nicht als ein Ideenwissen, sondern als eine Haltung (*hexis*). Ihre grundlegende Variante liefern Charaktertugenden wie Besonnenheit und Tapfer-

keit, die als Entscheidungshaltungen beständig die Mitte (*mesotēs*) zwischen schlechten Extremen zu treffen erlauben und ihrerseits daraus entstehen, dass man sich an solche Entscheidungen gewöhnt. Es gilt allerdings zu beachten, dass A. nicht nur Charaktertugenden, sondern auch Verstandestugenden kennt. Wie Buch VI ausführt, spielen v. a. Klugheit (*phronēsis*) und Weisheit (*sophia*) eine große Rolle. Während Klugheit benötigt wird, um in der Praxis gut überlegen und entscheiden zu können, ermöglicht Weisheit, das theoretische Leben zu vollenden. Und nach Buch X stellt eben diese Vollendung die höchste Form der *eudaimonia* dar. – Buch III erläutert Freiwilligkeit als Voraussetzung für die Unterscheidung von Tugend und Schlechtigkeit. Demnach sind unsere Handlungen freiwillig (*hekōn*), wenn wir weder gezwungen noch in Unkenntnis wichtiger Umstände handeln. Obwohl A. Zwangslagen keineswegs leugnet, betrachtet er jede Entscheidung (*prohairesis*) als freiwillig, weil er sie als überlegtes Streben nach etwas Verfügbarem versteht und Überlegungen Alternativen voraussetzen. Eng damit zusammen hängt die Untersuchung der Unbeherrschtheit (*akrasia*)

in Buch VII, die zu zeigen versucht, inwiefern Handeln wider besseres Wissen möglich ist. – In der Behandlung einzelner Tugenden verdient v. a. die der Gerechtigkeit (*dikaioσynē*) in Buch V Beachtung. A. unterscheidet hier eine Verteilungsgerechtigkeit, die Güter proportional zum Verdienst bestimmt, und eine wiederherstellende Gerechtigkeit, die auf arithmetischer Gleichheit beruht. – Die Lustabhandlungen der Bücher VII und X, die Lust (*hēdonē*) als ungehinderte Tätigkeit oder als hinzutretende Vollendung bestimmen, führen aus, inwiefern angemessene Lust nach A. zum guten Leben gehört. Als Grundlage dient die Auffassung, dass nur derjenige wirklich über Tugend verfügt, der ihr gerne oder doch nicht ungerne folgt. – Die Freundschaftstheorie der Bücher VIII und IX erläutert verschiedene Formen der *philia*, indem Beziehungen zwischen Gleichen und Ungleichen anhand verschiedener Ziele wie Lust, Nutzen und Tugend unterschieden werden. Spätestens hier zeigt sich, dass A. kein egoistisches Modell des guten Lebens vertritt. – Obwohl die aristotelische Ethik schon im Hellenismus von konkurrierenden Entwürfen an den Rand gedrängt wurde und für

rund zweihundert Jahre wohl auch als Text nicht vollständig greifbar war – das älteste Schriftenverzeichnis nennt nur eine Ethik in fünf Büchern –, weist sie eine beeindruckende Wirkungsgeschichte auf. Eine erste Renaissance beginnt mit der Ausgabe des Andronikos von Rhodos im 1. Jh. v. Chr., eine zweite mit der lateinischen Übersetzung durch Wilhelm von Moerbeke im 13. Jh. Seit den mittelalterlichen Aristotelikern Albertus Magnus und Thomas von Aquin wird die *Nikomachische Ethik* weithin als Grundbuch der praktischen Philosophie angesehen. Auch die vehemente Kritik antiker Ansätze in der modernen Moralphilosophie hat ihre Wirkung nicht nachhaltig einträchtigt. Schon Hegel orientiert sich mit seiner Theorie der Sittlichkeit gegen Kant wieder stark an A. Und im 20. Jh. werden verschiedene Varianten eines Neoaristotelismus entwickelt, deren Einfluss bis heute groß ist.

W. MESCH

AUSGABEN: Gr., *Aristotelis Ethica Nicomachea*, Hg.: I. Bywater, Oxf. 1894 (ND 1970). – Engl., *Nicomachean Ethics*, Hg.: S. Broadie/C. Rowe, Oxf. 2002 (mit Komm.). – Dt., *Werke*, Bd. 6, Hg.: F. Dirlmeier, Bln. ¹⁰1999 (mit Komm.).

LITERATUR: R. Kraut (Hg.), *Aristotle's Nicomachean Ethics*, Oxf. 2005. – U. Wolf, A.' »Nikomachische Ethik«, Drmst. ²2007. – O. Höffe (Hg.), A.: *Die Nikomachische Ethik*, Bln. ³2010.

Peri tōn katēgoriōn

(gr.; lat.: *Categoriae*; *Von den Kategorien*), entst. 4. Jh. v. Chr.; ED Neapel 1473–78 (lat., Hg. S. Riesinger), Venedig 1495 (gr., in: *Opera*, Bd. 1).

Der Titel ist bei A. nicht belegt. Möglicherweise trug die Schrift ursprünglich den Titel *pro tōn topōn* (das der *Topik* Vorausgehende). Sie ist Teil des → *Organon*. – In dieser Schrift wird zum ersten Mal in der Philosophie die ontologische Dimension der Kategorien thematisiert. – Die Schrift gliedert sich in zwei Teile: 1. eine Analyse der Aussageformen und Erläuterung der zehn Kategorien (Kap. 1–9), 2. die Thematisierung der sog. »Postprädikamente« (Kap. 10–15). Die Abhandlung beginnt mit dem einfachen Sagen als Ansprechen der Dinge in dem, was sie sind. In diesem Zusammenhang kommt A. auf den Unterschied von »Homonymität« und »Synonymität« zu sprechen. Es gibt A. zufolge zwei Wortarten, die Dinge anzusprechen: homonyme und synonyme. Da

in den einfachen Benennungen immer eine Mannigfaltigkeit angesprochen wird, kann das einfache Ansprechen von etwas schon Quelle der Täuschung sein. Homonymität liegt vor, wenn eine gemeinsame Ansprechung benennt, was sachlich nichts miteinander zu tun hat. Synonymität liegt dagegen vor, wenn mit der Ansprechung eine sachliche Identität vorliegt. Im Folgenden stellt A. fest, dass jedes einfachhin für sich Angesprochene auch schon im urteilslosen Ansprechen die Art und Weise seines Seins enthält. Die Kategorien sind die Weisen, das Seiende anzusprechen. Nach A. lässt sich einerseits die logische Struktur des Ansprechens des Seienden durch Kategorien analysieren, andererseits ist das Seiende selbst in seiner Mannigfaltigkeit kategorial differenziert. Die Kategorien sind zugleich Modi der Ansprechung (*logos*) und des Seins (*on*). Sie betreffen den *logos* als Modi der Aussage und das *on*, insofern sie das logische Instrumentarium zur Analyse der seienden Dinge bieten. Die Mannigfaltigkeit des Seins erscheint nach A. im Lichte der kategorialen Aussage-Struktur des *logos*. – A. unterscheidet zehn Kategorien als Aussageformen des Seins, die im 4. Kapitel aufgezählt werden. An

der Spitze der Kategorien steht 1. die Kategorie der Substanz (*usia*), es folgen 2. Quantität (*poson*), 3. Qualität (*poion*), 4. Relation (*pros ti*), 5. Wo (*pu*), 6. Wann (*pote*), 7. Lage (*keisthai*), 8. Haben (*echein*), 9. Wirken (*poiein*), 10. Leiden (*paschein*). Die *usia* ist Träger weiterer Bestimmtheiten, ohne selbst Bestimmung für ein anderes sein zu können. Sein entscheidender Gedanke ist, dass, wenn keine erste *usia* existierte, überhaupt nichts existierte. Von dieser *usia* als Einzelnem unterscheidet A. in zweiter Linie eine *usia* als Gemeinsames, die wie ›Mensch‹, ›Lebewesen‹ usw. nicht nur von einem, sondern von vielen Subjekten ausgesagt wird und somit nicht eine *usia* im eigentlichen Sinne als Zugrundeliegendes (*hypokeimenon*) sein kann. Die These, dass die *usia* im eigentlichen Sinne »hauptsächlich und an erster Stelle und vorzüglich« (2a 11) nur ein mit sich selbst identisches Einzelding ist, richtet sich gegen Platon, nach dem das Wesen eines Seienden durch die Teilhabe (*metexis*) an der Idee (*eidos*) bestimmt ist. – In den Kap. 10–15 thematisiert A. die sog. »Postprädikamente«. Es handelt sich um Analysen von Wörtern, die aktuell diskutiert wurden. So analysiert er die vier Arten von Gegen-

sätzen: Relation, Kontrarietät, Privation und Kontradiktion. Es folgt die Unterscheidung der fünf Typen von Priorität sowie die Analyse des Wortes ›zugleich‹. Schließlich diskutiert A. die sechs verschiedenen Arten der Bewegung (*kinēsis*): Werden, Vergehen, Zunahme, Abnahme, qualitative Veränderung, Ortsveränderung. – Die Schrift bietet einen Überblick über ein zentrales Thema der Philosophie des A., das in der Folge zum grundlegenden Thema der Philosophie wurde. Im Rahmen des Corpus Aristotelicum war sie für mehr als 2000 Jahre das bekannteste Werk.

E. BRAUN

AUSGABEN: Gr., in: *Opera*, Bd. 1, Hg.: I. Bekker, Bln. 1960, 1a–15b. – *Aristotelis categoriae et liber de interpretatione*, Hg.: L. Minio-Paluello, Oxf. 1949 (ND 1961). – Dt., Ü.: E. Rolfes, Lpzg. 1920 (ND 1974). – Ü.: O. Gigon, in: *Werke*, Bd. 1, Zürich 1961. – Ü.: K. Oehler, in: *Werke*, Bd. 1/1; Bln. 1984, ³1997. – Engl., *Aristotle's Categories and De Interpretatione*, Ü.: J.L. Ackrill, Oxf. 1963 (ND 1974).

LITERATUR: K. v. Fritz, *Der Ursprung der aristotelischen Kategorienlehre*, in: *Archiv für Geschichte der Philosophie* 40, 1931, 449–496. – Ders., *Zur aristotelischen Kategorienlehre*, in: *Philologus* 90, 1935, 244–248. – E. Vollrath, *Studien zur Kategorienlehre des A.*, Ratingen 1959. – E. Coseriu, *Die Geschichte*

der Sprachphilosophie, Tbg. 1969; ²1975. – K. Reisinger, *Kategorien und Seinsbedeutung bei A.*, in: I. Schüssler/W. Janke (Hg.), *Sein und Geschichtlichkeit*, Ffm. 1974, 37–51.

Ta meta ta physica

(gr.; lat.: *Metaphysica*; *Metaphysik*), entst. 4. Jh. v. Chr.; ED Venedig 1483 (lat., in: *Opera*), 1498 (gr., in: *Opera*, Bd. 4).

Das Werk ist eine onto-theologische Abhandlung. Lange Zeit herrschte Einhelligkeit darüber, dass weder der Titel »Metaphysik« noch die Komposition der darin enthaltenen Einzelbücher in der vorliegenden Folge von A. stammen. So sei der Titel eine rein editionstechnische Verlegenheitsbezeichnung von Andronikos von Rhodos. H. Reiner hat dagegen überzeugend die Anordnung und den Namen der *Metaphysik* im Gesamtkonzept begründet. Was die chronologische Abfolge der 14 Bücher und die Einheit der *Metaphysik* anbetrifft, gehen die Ansichten auseinander. Unbestritten ist, dass die einzelnen Bücher zu verschiedenen Zeiten entstanden sind. W. Jaeger geht von der Annahme zweier ursprünglicher *Metaphysik*- Fassungen aus – einer theologisch-platonischen und einer ontologischen – und bestimmt die zeitliche Abfolge

der metaphysischen Schriften anhand der Nähe bzw. Ferne zu Platons Lehre. Während P. Aubenque das Konzept der *Metaphysik* für aporetisch hält, bestreitet I. Düring, dass A. eine *Metaphysik* geschrieben hat. Ihm zufolge handelt es sich um unzusammenhängende Schriften. Die Probleme um die Einheit und Abfassung des Werkes hängen unmittelbar mit dem Problem des aristotelischen »Metaphysik«-Begriffs selbst zusammen. Der Grund liegt in den zwei von A. selbst geprägten, scheinbar unvereinbaren Bestimmungen der »Ersten Philosophie«: Einerseits wird sie als Wissenschaft vom übersinnlichen Unbewegten (*akinēton*) und Getrennten (*chōriston*) bestimmt (E 1, 1025b 1–1026c 23), andererseits als Wissenschaft vom Seienden als Seiendem (*on hē on*), d.h. was allem Seienden zugrunde liegt, bezeichnet (G 1). Gemäß der neueren Aristotelesforschung bezeichnen *chōriston* und *on hē on* dasselbe (Owens). Für A. (*Metaphysik* E I 1026a 23) besteht der anstößige Widerspruch zwischen der »Ersten Philosophie« als allgemeiner Ontologie und der »Ersten Philosophie« als Theologie nicht (G. Patzig). »Das ›Erste Seiende‹ ist ein Seiendes unter anderen und zugleich

Prinzip und Grund des Seins für alles Seiende anderer Kategorien, dessen Sein ›in bezug auf ein Identisches ausgesagt wird« (H. Flashar). – A. thematisiert in Auseinandersetzung mit den Philosophen von Thales bis Platon die Weisheit (*sophia*) als eine Wissenschaft (*epistēmē*) von den Ursachen (*aitia*) und Prinzipien (*archai*). Diese Wissenschaft unterscheidet sich als eine theoretische (*theorētikē*) von der hervorbringenden (*poiētikē*). Ihr Ausgangspunkt ist das Staunen (*thaumazein*), und im Streben nach dem im höchsten Sinne Wissbaren (*malista epistēton*) wird sie um ihrer selbst willen betrieben. A. unterscheidet im weiteren vier grundlegende Ursachen: 1. das Wesen, das, was das Seiende je schon war (*usia, to ti ēn einai*), 2. den Stoff (*hylē*), 3. das Woher des Anfangs aller Bewegung (*hothen hē archē tēs kinēseōs*), 4. das Ziel (*hu heneka*). Buch II (A) zeigt auf, inwiefern die Erforschung der Wahrheit einerseits schwierig, andererseits leicht ist. Buch III (B) thematisiert die Bedeutung der Aporie für die Philosophie und listet 15 Aporien bezüglich der Wissenschaft vom Sein auf. Buch IV (G) untersucht in Unterscheidung zu den Einzelwissenschaften die Wissenschaft vom Seienden

als Seiendem. Dabei hebt A. hervor, dass das Seiende in vielfacher Bedeutung im Hinblick auf ein Erstes ausgesagt wird (*pollachōs legomenon*). Ein weiteres wesentliches Thema dieses Kapitels sind die ontologischen Grundaxiome, besonders der Satz vom Widerspruch. Buch V (D) beinhaltet die Definition philosophischer Termini, die in der *Metaphysik* verwendet werden. Buch VI (E) umfasst eine Einteilung der Wissenschaften in praktische, hervorbringende und theoretische, von denen die Letzteren in mathematische, physikalische und theologische untergliedert werden. Von allen Wissenschaften unterschieden ist die »Erste Philosophie« als »theoretische Wissenschaft«. Die Bücher VII, VIII und IX (Z, H, Θ) handeln von den sinnlich wahrnehmbaren Substanzen und ihren Prinzipien. Substanz als das Erste Seiende (*prōton on*) ist als erste in den Körpern vorhanden. Dabei werden vier Bedeutungen von ›Substanz‹ unterschieden: 1. das, was das Seiende je schon war (*to ti ēn einai*), 2. das Allgemeine (*to katholu*), 3. die Gattung (*genos*) und 4. das Zugrundeliegende (*hypokeimenon*). Substanz wird als Möglichkeit (*dynamis*) und Wirklichkeit (*energeia*) verstanden, die Möglichkeit als

das Prinzip der Veränderung. Buch X (I) handelt über Eins (hen) und seine mannigfaltigen Bedeutungen (als Zusammenhängendes, als Ganzes, als das der Art nach, als das der Zahl nach), über Identität, Nichtidentität, Ähnlichkeit und Gegenteil. Buch XI (K) ist in Wiederaufnahme von *Physik* II 1–4, III 4–7 und V 1–3 eine Abhandlung über die Grundprobleme der »Ersten Philosophie« sowie über die Natur. Buch XII (Λ), oft als »Aristotelische Theologie« bezeichnet, ist eine selbständige Abhandlung über die *usia* und den »ersten unbewegten Bewegter«. Der Gedanke führt von den sinnlich wahrnehmbaren vergänglichen Substanzen über die sinnlich wahrnehmbaren ewigen zu den intelligiblen Substanzen. Buch XIII und XIV (M, N) sind eine Auseinandersetzung über die Ideen und Ideenzahlen und enthalten eine Kritik an der Ideenlehre der platonischen Akademie. – Die Nachwirkung der aristotelischen *Metaphysik* besteht in der epochemachenden Bedeutung für die Seinsphilosophie.

E. BRAUN

AUSGABEN: Gr., Hg.: W.D. Ross, Oxf. 1924 (revid. Text, mit Einl. und Komm.; ND 1966). – Gr., in: *Opera*, Bd. 1, Hg.: I. Bekker, Bln. 1960, 980a 22–1093b. – Gr./

dt., Hg.: H. Seidl, 2 Bde., Hbg. 1978–80 (mit Einl. und Komm.; ³1989–91). – Gr./dt., *Bücher VII und VIII*. Mit Komm. von W. Dettel, Ffm. 2009. – Dt., Ü.: U. Wolf, Hbg. 1994.

LITERATUR: W. Jaeger, A., Bln. 1923. – J. Owens, *The Doctrine of Being in the Aristotelian Metaphysics*, Toronto 1951; ³1978. – H. Reiner, *Die Entstehung und ursprüngliche Bedeutung des Namens Metaphysik*, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 8, 1954, 210–237 (ND in: F.-P. Hager [Hg.], *Metaphysik und Theologie des A.*, Darmst. 1969). – G. Patzig, *Theologie und Ontologie in der Metaphysik des A.*, in: *Kant-Studien* 52, 1960/61, 185–205. – I. Düring, A., Heidelberg 1966, 183–290, 586–622. – F.-P. Hager (Hg.), *Metaphysik und Theologie des A.*, Darmst. 1969.

Organon

(gr.; *Werkzeug*).

Unter dem Titel *Organon* sind die sog. logischen Schriften des A. zusammengefasst: → *Peri tōn katēgoriōn*, *Peri hermēneias*, *Topika*, *Peri tōn sophistikōn elenchōn*, *Analytika protera*, *Analytika hystera*. – Die Gruppierung dieser Schriften unter dem Titel *Organon* sowie ihre Anordnung innerhalb des *Organon* gehen auf die Ausgabe des Andronikos von Rhodos zurück, in der diese Schriften den philosophischen Werken des A. vorangehen, und zwar

in der Reihenfolge, die sich gemäß Andronikos' Auffassung aus dem systematischen Fortschreiten des aristotelischen Denkens vom Einfachen zum Zusammengesetzten ergibt. Ihm zufolge handeln die *Kategorien* von den Aussageformen mit Bezug auf das einfache Wort, die *Hermeneutik* vom Urteil, das im einfachen Satz zum Ausdruck kommt, die *Topik* von dem dialektischen Syllogismus und die *Sophistischen Widerlegungen* von dem Trugschluss; schließlich thematisieren die *Erste Analytik* den apodeiktischen Syllogismus in seiner perfekten Form und die *Zweite Analytik* den wissenschaftlichen Beweis. – Alle Schriften des *Organon* sind noch während der Akademiezeit des A. entstanden. Einhellig wird heute die Auffassung vertreten, dass die *Topik* vor der *Ersten* und *Zweiten Analytik* verfasst ist. Das von F. Solmsen (1929) vorgenommene chronologische Stufenmodell ist dagegen umstritten. – Während das *Organon* zunächst nach der Wiedergewinnung des *Corpus aristotelicum* weitgehend unberücksichtigt blieb, stand es von Anfang an bei den Kommentatoren des A. im Vordergrund. Die Wirkung des *Organon* auf das gesamte abendländische Denken war sehr groß, gleich-

wohl unterschiedlich mit Bezug auf die in ihm enthaltenen Schriften: die *Erste Analytik* und die Schrift *Von den Kategorien* für die Logik und deren Weiterentwicklung, die *Zweite Analytik* für die Entwicklung der Wissenschaftslehre, die *Schrift über die Sprachform der Sätze* für die Sprach- und Erkenntnisphilosophie, die *Topik* sowohl für die Dialektik (*kata to pragma*), als auch insbesondere für den Paradigmenwechsel der Sprachphilosophie im 20. Jh. und die *Sophistischen Widerlegungen* für die Dialektik als Prüfungskunst (*peirastike*).

E. BRAUN

AUSGABE: *Philosophische Schriften*, Bd. 1 und 2, Ü.: E. Rolfes, Hbg. 1995.

LITERATUR: F. Solmsen, *Die Entwicklung der aristotelischen Logik und Rhetorik*, Bln. 1929. – E. Braun, *Zur Einheit der aristotelischen Topik*, Köln 1959. – P.M. Huby, *The Date of Aristotle's »Topics« and its Treatment of the Theory of Ideas*, in: *The Classical Quarterly* 12, 1962, 72–80. – Ders., *Der Paradigmenwechsel in der Sprachphilosophie*, Darmst. 1995.

Peri poiêtikēs

(gr.; lat.: *De arte poetica*; *Über die Dichtkunst*), Entstehungszeit unklar; ED Venedig 1508.

Die *Poetik* des A. behandelt die Dichtkunst, die sich in der

Epik, Tragödie und Komödie sowie in den Dithyramben zeigt. Als Grundlage dient ihm der Begriff der Darstellung oder Nachahmung (*mimēsis*). Erhalten ist nur das erste Buch, das neben allgemeinen Grundlagen v. a. die Tragödie untersucht. Dagegen galt das verlorene zweite Buch wohl primär der Komödie. – Die Kapitel 1–3 erläutern drei Gesichtspunkte der Mimesis, nämlich die Mittel, die Gegenstände, und die Art und Weise der Darstellung, die verschiedene Gattungen der Dichtkunst und verschiedene darstellende Künste zu unterscheiden erlauben. Als Darstellungsmittel verwendet jede Dichtung die Sprache, etwa im Unterschied zur Malerei, die auf Farben und Formen zurückgreift. Wichtig sind aber auch Versmaß, Rhythmus und Melodie. Sieht man vom Epos ab, in dem die Melodie keine Rolle spielt, werden diese Mittel ebenfalls in allen Gattungen benutzt, allerdings nicht überall gleich. Als Gegenstand der Darstellung dienen handelnde Menschen, die entweder besser sind als wir (wie in der Tragödie) oder schlechter (wie in der Komödie). Dabei kann die Darstellung einerseits durch einen erzählenden Bericht und andererseits durch eine direkte Rede handelnder Personen erfolgen.

In Kapitel 4 und 5 geht es um den geschichtlichen Ursprung der dramatischen Dichtung, der im Rückgriff auf anthropologische Grundlagen erläutert wird. Wie A. hier betont, ist dem Menschen das Darstellen oder Nachahmen angeboren. Wir erwerben unsere ersten Kenntnisse auf diese Weise und haben sogar dann Freude daran, wenn wir das Dargestellte in Wirklichkeit nur ungern sehen. Bereits diese Einschätzung zeigt, dass A. – anders als sein Lehrer Platon – in der Mimesis weniger Risiken als Chancen sieht. – Die Kapitel 6–22 behandeln die Tragödie, für die A. zunächst eine berühmte Definition gibt: Eine Tragödie ist die Darstellung einer guten und abgeschlossenen Handlung von bestimmter Größe, und zwar in einer anziehenden Sprache, die in einzelnen Abschnitten unterschiedlich eingesetzt wird. Dabei gibt die Tragödie eine Darstellung von Handelnden, keinen Bericht. Außerdem ruft sie Mitleid (*eleos*) und Furcht (*phobos*) hervor, womit sie die Reinigung (*katharsis*) von derartigen Affekten oder Emotionen bewirkt. Auf dieser Grundlage unterscheidet A. verschiedene Teile der Tragödie wie Handlungsablauf (*mythos*), Charaktere, Sprache, Denken oder Gedankenführung (*dia-*

noia), Inszenierung und Melodik. Besonders wichtig ist nach A. die Einheit einer folgerichtigen Handlung, die einen notwendigen oder wahrscheinlichen Ablauf besitzen muss. In denselben Zusammenhang gehört die Unterscheidung von einfachen und zusammengesetzten Handlungen, von denen nur letztere Umschlag (*peripeteia*) und Wiedererkennung (*anagnōrisis*) aufweisen. Auch Charaktere und Sprache werden recht ausführlich untersucht. Am Ende stehen die Kapitel 23–26, die dem Epos gewidmet sind. A. erläutert hier nicht zuletzt, wodurch sich das Epos von der Tragödie unterscheidet. – Die aristotelische Poetik hat erst in der Renaissance größere Beachtung gefunden. Besonders wichtig war sie für das Selbstverständnis der französischen Klassik im 17. Jh. und für Lessing. Seitdem vielfach kritisiert und marginalisiert, hat sie ihren Einfluss in poetologischen Debatten doch nie ganz verloren. In der neueren Rezeption geht es v. a. um die verschiedenen Aspekte des Mimesisbegriffs und um das Verhältnis von Poetik und Rhetorik.

W. MESCH

AUSGABEN: Gr., *Aristotelis De Arte Poetica Liber*, Hg.: R. Kassel,

Oxford. 1965. – Engl., *The Poetics of A.*, Hg.: S. Halliwell, Ldn. 1987 (mit Komm.). – Dt., *Werke*, Bd. 5, Hg.: A. Schmitt, Bln. 2008 (mit Komm.).

LITERATUR: A. O. Rorty (Hg.), *Essays on Aristotle's Poetics*, Princeton 1992. – M. Fuhrmann, *Die Dichtungstheorie der Antike*, Düsseldorf 2003. – O. Höffe (Hg.), *A. Poetik*, Bln. 2009.

Politika

(gr.; lat: *Politica*; *Politik*), Entstehungszeit unklar; ED Venedig 1498.

Das acht Bücher umfassende Hauptwerk der politischen Philosophie des A. steht in engem Zusammenhang mit seiner → *Nikomachischen Ethik*. Bereits dort wird betont, dass die Untersuchung des guten Lebens (*eudaimonia*) zur politischen Wissenschaft gehört, weil es im Staat (*polis*) um das gute Leben vieler Bürger geht und weil eine erfolgreiche Erziehung zur Tugend unter schlechten Gesetzen kaum gelingen kann. – In Buch I der *Politik*, das die Besonderheit der politischen Gemeinschaft herausarbeitet, greift A. dies auf. Der Staat zielt demnach am meisten auf das wichtigste aller Ziele, d. h. die *eudaimonia*, und umfasst dabei als wichtigste Gemeinschaft alle übrigen. Von grundlegender Bedeutung

ist die Differenz von Staat und Haus (*oikos*). Sie zu übersehen, bedeutet nämlich, den Staatsmann fälschlich für eine Art Hausherrn zu halten und das eigentlich Politische zu verfehlen. A. erläutert dies zunächst anhand der Entstehung verschiedener Gemeinschaften. So entsteht ein Haus einerseits aus der Verbindung von Mann und Frau, die primär zur Fortpflanzung dient, und andererseits aus der Zusammenarbeit von Herr und Knecht, die das Überleben durch eine häusliche Erwerbswirtschaft (*oikonomia*) sichert. A. geht davon aus, dass es Menschen gibt, die von Natur aus Knechte oder Sklaven sind, weil sie nicht über die Vernunft verfügen, die man zum Herrschen braucht. Ein Dorf (*komē*) entsteht, indem erwachsene Kinder neue Häuser gründen, die mit den älteren in Verbindung bleiben. Doch erst im Staat wird eine neue Ebene erreicht, die durch vollendete Selbständigkeit (*autarkeia*) gekennzeichnet ist. Schon deshalb erlaubt erst der Staat, das höchste Ziel, das wir von Natur aus anstreben, vollendet zu realisieren. Dazu kommt, dass die staatliche Gemeinschaft, obwohl sie zunächst nur um des Überlebens willen entsteht, dann doch um des guten Lebens willen be-

steht. Wie A. im Blick hierauf betont, ist der Staat von Natur aus früher als das Haus und jeder Einzelne von uns, weil das Ganze früher sein muss als sein Teil. Dabei setzt er voraus, dass der Mensch in höherem Maße als andere Arten ein politisches Lebewesen (*zōon politikon*) darstellt. Ermöglicht wird dies dadurch, dass der Mensch über Sprache verfügt (*zōon logon echon*). Während Tiere mit ihrer Stimme nur Lust und Schmerz anzeigen können, dient uns die Sprache dazu, Nützlich und Schädlich oder Gerechtes und Ungerechtes klar zu machen. – Auf diese ausführliche Einleitung folgt eine Diskussion von Verfassungen, die im Einzelnen recht unübersichtlich ist. In Buch II kritisiert A. v. a. philosophische Verfassungsentwürfe, nicht zuletzt diejenigen Platons, um dann in Buch III das Wesen des Staates, ausgehend vom Begriff des ›Bürgers‹, zu diskutieren. Es folgt eine prominente Unterscheidung verschiedener Verfassungsformen, die sich daran orientiert, ob nur einer, viele oder alle herrschen. Monarchie, Aristokratie und Politie (*politeia* – wörtlich bedeutet dies nichts anderes als ›Verfassung‹) werden hier über Tyrannis, Oligarchie und Demokratie gestellt, weil sie

dem Gemeinwohl und nicht nur dem Herrscherwohl dienen. Daneben zeichnet sich ein anderes Modell ab, das die gute Verfassung der Politie als Mitte zwischen Oligarchie und Demokratie auffasst. Außerdem bestimmt A. das politisch Gute als eine Gerechtigkeit, in der das Gemeinwohl liegt. Dabei behandelt er auch die Frage, inwiefern Gleichheit für alle einschlägig sein kann, wenn es um die Verteilung von Gütern und Ämtern geht. In den Büchern IV–VI folgt eine differenzierte Diskussion von Verfassungsformen, deren Verhältnis zu Buch III umstritten ist. Manche Interpreten sehen hier bloß eine empirische Ergänzung, andere dagegen eine prinzipielle Ersetzung von Buch III. A. selbst betont, dass es hier nicht zuletzt darum geht, welche Verfassung unter welchen Bedingungen am ehesten passt. Dies spricht dafür, die Bücher vorrangig als eine auf die Praxis bezogene Differenzierung zu betrachten. Im Zentrum steht dabei der Vergleich verschiedener Varianten von oligarchischen und demokratischen Verfassungen, der erneut auf den Ausgleich zwischen wenigen Reichen und vielen Armen zielt. Ergänzt wird dies durch eine Untersuchung der Gründe, die zum

Untergang von Staaten führen und zu ihrer Erhaltung beitragen. Die Bücher VII und VIII erläutern den besten Staat. Dabei rückt die Frage in den Vordergrund, wie der Gesetzgeber die Tugend, die zum guten Leben benötigt wird, fördern kann. – Die *Politik* wird von der Antike bis zur frühen Neuzeit weithin als eine der wichtigsten Darstellungen der politischen Philosophie betrachtet. Mit den wachsenden Anforderungen an menschenrechtliche Gleichheit, die sich seit dem 17. Jh. zeigen und über die Französische Revolution bis zum demokratischen Rechtsstaat des 20. Jh.s führen, gerät das aristotelische Modell stark unter Druck. Trotzdem findet die *Politik* nach wie vor großes Interesse, sei es in der Liberalismuskritik des Kommunitarismus, sei es bei der Suche nach antiken Wurzeln der modernen Theoriebildung.

W. MESCH

AUSGABEN: Gr., A. *Politik*, Hg.: A. Dreizehnter, Mchn. 1970. – Engl., *The Politics of Aristotle*, Hg.: W.L. Newman, NY 1973 (ND der Ausg. Oxf. 1887–1902; mit Komm.). – Dt., *Werke*, Bd. 9 (in vier Teilbänden), Hg.: E. Schütrumpf, Bln. 1991–2005 (mit Komm.).

LITERATUR: G. Patzig (Hg.), *A. *Politik**, Gttn. 1990. – O. Höffe (Hg.), *A. *Politik**, Bln. 2001.

– R. Kraut, *Aristotle. Political Philosophy*, Oxf. 2002.

Peri psychēs

(gr.; lat.: *De anima*; *Über die Seele*), entst. 4. Jh. v. Chr.; ED Padua 1472 (lat., mit Komm. des Averroes), Venedig 1497 (gr., in: *Opera*, Bd. 3).

Die wahrscheinlich in der Zeit des zweiten Athen-Aufenthalts entstandene Schrift umfasst drei Bücher, die eine Einheit bilden. – Mit Disposition behandelt A. die Seele als Prinzip des Lebens bei Pflanze, Tier und Mensch. Dabei wird die Seele einerseits als unkörperlich, andererseits als das Prinzip der konkreten körperlichen Naturprozesse verstanden. Insofern betrachtet A. die Seele hier – im Unterschied zu seinem Dialog *Eudemos* – sowohl aus der Perspektive des Naturforschers (*physikos*) als auch vonseiten der »Ersten Philosophie« (403b 16). Die Seele ist Thema der Naturwissenschaft, insofern ihre Funktionen physiologischer Natur sind; sie ist Thema der Philosophie, insofern es um die Einheit der Seele und ihre vom Körperlichen getrennten Funktionen geht. Dies veranlasst A. im I. Buch zur Kritik an denjenigen, die die Seele ausschließlich als vom Körper getrennt (Platon), als rein körperlich (Atomisten) oder als Harmo-

nie (Empedokles) auffassten. In Buch II werden daher zwei Definitionen der Seele angegeben (412b 5f.): 1. Die Seele ist »erste Entelechie« eines natürlichen, mit Organen versehenen Körpers, 2. die Seele ist »Prinzip des Lebens«. Es folgt eine Erörterung über die Seele als biologisches Phänomen, insbesondere ihre vegetativen Funktionen, die fünf Sinne und deren Objekte. In Buch III werden die inneren Sinne, die Wahrnehmung und die Vorstellung behandelt und daraufhin der denkende Teil der Seele mit ihrem Wahrnehmungsvermögen verglichen. A. unterscheidet zwischen dem rezeptiven Verstand (*nous pathētikos*), der wie Wachs alle Formen annehmen kann, und dem tätigen Intellekt (*nous poiētikos*), der wie das Licht alles erhellt. Das Werk schließt mit einer Erörterung über die Seele als Vermögen des Strebens (*orexis*). – Besonders die Analysen der Seelenvermögen und der Erkenntnis hatten eine starke Nachwirkung. So schließt die scholastische Philosophie an die aristotelischen Analysen an, und auch die neuzeitlichen Seelenkonzeptionen sind weitgehend durch sie gekennzeichnet, v. a. in ihren nicht-empirischen Konzeptionen.

E. BRAUN

AUSGABEN: Gr., in: *Opera*, Bd. 1, Hg.: I. Bekker, Bln. 1960, 402a–435b. – Gr./engl., A., *De anima*, Hg. und Ü.: R. D. Hicks, Camb. 1907 (ND NY 1976). – Gr., *De anima*, Hg. W. D. Ross, Oxf. 1961 (mit Einl. und Komm.). – Dt., Ü.: W. Theiler, Drmst. 1959; erneut in: *Werke*, Bd. 13, Bln. 1986. – Ü.: H. Seidl, Hbg. 1998.

LITERATUR: H. Cassirer, *A.'s Schrift »Von der Seele« und ihre Stellung innerhalb der aristotelischen Philosophie*, Tbg. 1932 (ND 1968). – W. Bröcker, *A.*, Ffm. 1957. – I. Düring, *A.*, Heidelberg 1966, 564–585, 635. – C. Lefèvre, *Sur l'évolution d'A. en psychologie*, Löwen 1972. – W. Welsch, *Aisthesis. Grundzüge und Perspektiven der Aristotelischen Sinneslehre*, Stgt. 1987. – M. C. Nussbaum u. a., *Essays on A.'s »De anima«*, Oxf. 1995.

Technē rhētorikē

(gr.; lat.: *De arte rhetorica*; *Redekunst*), entst. 4. Jh. v. Chr.; ED Paris 1475 (lat., *Libri rhetoricorum*, Ü.: Georgius Trapezuntius); Venedig 1481 (lat., *Libri rhetoricum*, Ü.: Wilhelm von Moerbeke), 1508 (gr., Hg.: A. Manutius).

Das Werk umfasst drei von A. nicht in einem Zug verfasste Bücher. Es handelt sich um eine frühe Schrift, was die sachliche Affinität zur *Topik* deutlich macht. Übereinstimmung herrscht darüber, dass die Bücher I und II eine Einheit bil-

den. Sie enthalten die eigentliche *ars rhetorica*, die Kunst, mit deren Hilfe man Zuhörer für sich gewinnt. – Zuerst thematisiert A. die *topoi*, allgemeine im Gedächtnis gespeicherte »Orte«, die in einer bestimmten Situation als Mittel der Beweisführung aktualisiert werden können. Dann untersucht er das *enthymēma*, eine rhetorische Schlussfolgerung, die an Stelle des strikt wissenschaftlichen Syllogismus angewendet wird, um die Zuhörer mithilfe von wahr scheinenden Prämissen der Gedankenkette zur Annahme eines Schlusssatzes zu bringen. Das »Enthymem« als einen, wenn auch defizitären Modus der Schlussfolgerung anwenden zu können, ist deshalb von Bedeutung, weil die *ars rhetorica* logische Argumentation mit psychologischer Einfühlung verbindet. A. unterscheidet drei Hauptredegattungen: die symbouleutische (beratende) Rede mit den Funktionen des Zu- und Abrens, die epideiktische (Fest-) Rede mit den Funktionen von Lob und Tadel und die dikantische (Gerichts-) Rede mit den Funktionen der Anklage und Verteidigung. Mit Bezug auf die Zielsetzungen der drei Redegattungen erörtert A. jeweils die Bereiche, in denen sich der Redende durch Verfügen

über allgemeine Sätze (*topoi*) auskennen muss, und die entsprechenden Überzeugungsmittel (*pisteis*), die der Redner benutzen muss. Für A. gibt es drei Arten von Überzeugungsmitteln: das Ethos des Redners, die Verfasstheit der Hörer, die Formen der Argumentation. – Das III. Buch, im alexandrinischen Schriftenkatalog (Nr. 87) unter dem Titel *Peri lexēōs* rubriziert, behandelt die Ausdrucksweise (*lexis*) und die Stoffanordnung (*taxis*). Wahrscheinlich gehört es der gleichen Periode an wie die ersten beiden Bücher. Einige Interpreten halten es für eine selbständige Abhandlung, während andere (so Grimaldi) die Einheit des Ganzen vertreten. Mit Bezug auf einen guten Stil der Kunstprosa wird die Klarheit als das vornehmste Postulat aufgestellt. Der Metapher, die eine Ähnlichkeitsbeziehung zwischen zwei Gegenständen bzw. Begriffen dadurch veranschaulicht, dass sie aufgrund gleicher oder ähnlicher Bedeutungsmerkmale eine Beziehungsübertragung vornimmt, kommt eine große Bedeutung zu. Was die Sätze betrifft, so hat nicht der anreihende Satzbau (*lexis eirōmenē*), sondern der periodisierende Satzbau (*lexis katestrammenē*) den Vorrang, weil er »in sich

selbst Anfang und Ende und eine Größe [hat], die besser zu überblicken ist« (1409b 1). Die mündliche und die geschriebene Rede erfordern beide sowohl psychologische Einfühlung wie auch die Fähigkeit, logisch zu argumentieren. Dabei strebt die geschriebene Rede nach einer größeren Exaktheit. Die mündliche Rede kann durch Gesten und Gebärden ergänzt werden. Als Hauptbestandteile der Rede unterscheidet A. die Darstellung und die Beweisführung, deren Funktion er in den verschiedenen Redegattungen erläutert. Von größter Wichtigkeit ist die Angemessenheit der Ausdrucksweisen bei den verschiedenen Redegattungen. – Mit seiner gegen eine Verselbständigung in Form einer Technik konzeptualisierten Rhetorik hat A. keineswegs die Tradition bestimmt. Seine Wirkung blieb zunächst auf Cicero und Quintilian beschränkt. Der eigentliche Durchbruch erfolgte in der Renaissance, die in ihrer Rückwendung zur Antike A. als Garanten einer vernunftmäßigen Rhetorik reklamierte.

E. BRAUN

AUSGABEN: Gr., in: *Opera*, Bd. 2, Hg.: I. Bekker, Bln. 1960, 1354a–1420b 4. – Gr./engl., *The »Art« of Rhetoric*, Hg. und Ü.: I. H. Freese, Ldn. 1926 (ND 1967). – Dt.,

Rhetorik, Hg. und Ü.: F. Sieveke, Mchn. 1980 (mit Bibl., Erl. und Nachw.).

LITERATUR: W.M.A. Grimaldi, *Studies in the Philosophy of Aristotle's »Rhetoric«*, Wiesbaden 1972. – A. Hellwig, *Untersuchungen zu Theorie der Rhetorik bei Platon und A.*, Gttgn. 1973. – G. K. Mainberger, *Rhetorika I*, Stgt. 1987.

David Malet Armstrong

* 8.7.1926 Melbourne; Vertreter einer naturalistischen Metaphysik.

Universals and Scientific Realism

Bd. 1: *Nominalism and Realism*; Bd. 2: *A Theory of Universals*, EA Cambr. 1978.

Auf zwei Bände aufgeteilt arbeitet A. in der Universalien-debatte seine Position des *scientific realism* aus: Demnach existieren Universalien, verstanden als Eigenschaften und Relationen, die Einzeldingen zukommen können, und lassen sich innerhalb eines naturalistischen Weltbildes beschreiben. Damit grenzt sich A. einmal von einem Nominalismus ab, welcher die Realität von Universalien verneint und behauptet, dass es nichts als Einzeldinge gibt. Zweitens wendet er sich gegen einen »transzendenten« Universalienrealismus, wonach Universalien in einem

eigenen Reich und unabhängig von den Eigenschaften der Einzeldinge existieren. – Der erste Band (*Nominalism and Realism*) legt seinen Schwerpunkt auf die Widerlegung dieser Positionen. Im Falle des Nominalismus unterscheidet A. fünf Varianten, die sich wesentlich durch die Art von Dingen unterscheiden, die statt der verneinten Universalien als Kandidat zur Erklärung von Eigenschaften herangezogen werden: Prädikate, Begriffe, Klassen oder sonstige Aggregate von Einzeldingen und Musterfälle, zu denen Einzeldinge in einer Ähnlichkeitsrelation stehen können. Die ersten beiden Varianten bezeichnet A. als »subjektivistisch«: Sie bemühen sich, das Universalienproblem unter Verweis auf von Menschen gemachte Instanzen zu lösen. Da es Eigenschaften und deren kausale Wirkungen auch ohne die Existenz menschlicher Wesen gäbe, scheidet diese Form des Nominalismus aus. Demgegenüber berufen sich die drei verbleibenden »objektivistischen« Nominalismen auf unabhängig vom Menschen bestehende Strukturen, die zu den Einzeldingen in einer Beziehung stehen. Diese Relation darf selbst keine Universalie sein; umgekehrt muss es ihr gelingen, unser Sprechen

von Eigenschaften und deren Zusammenspiel mit Einzeldingen erklärbar zu machen. Da entsprechende Theorien an beiden Aufgaben scheitern, gibt es zur Annahme von Universalien keine Alternative. Betrachtet man diese ihrerseits als unabhängig von den Dingen, denen sie zukommen, werden wesentliche Probleme des Nominalismus an sie vererbt. Eine aus diesem Befund entwickelte reduktionistische Strategie, Universalien nominalistisch inspiriert selbst zu Einzeldingen zu erklären oder Bündel von ihnen im Geist des Realismus mit Einzeldingen gleichzusetzen, erweist sich als mit unserer Alltagsontologie inkompatibel. – Als Folge daraus konzipiert A. im zweiten Band (*A Theory of Universals*) Universalien einerseits als Entitäten, die ungeteilt in mehreren Einzeldingen gleichzeitig vorkommen können. Dennoch sind sie unauflöslich mit diesen verschmolzen und nur begrifflich von diesen unterscheidbar, »[as] the size of a thing stands to its shape«. Als primäres Identitätskriterium für Universalien fungieren deren spezifische kausale Kräfte. Dementsprechend ist es Aufgabe der Naturwissenschaften, ihre Anzahl und Art zu bestimmen. Lediglich über Rahmenstruktur und Stufung von

Universalien kann die Philosophie *a priori* Auskunft erteilen: Es kann komplexe und weniger komplexe Universalien geben, wobei unklar bleibt, inwieweit *jede* Universalie wiederum als Beziehung mehrerer Universalien analysiert werden kann. Als Universalien kommen alleine Eigenschaften und Beziehungen in Betracht; besondere »substantielle« Eigenschaften (wie ›Gold sein‹) und nur auf ein Einzelding bezogene, reflexive Relationen (wie ›mit sich selbst identisch sein‹) werden abgelehnt. Eine wichtige Klasse bilden sog. »strukturelle Eigenschaften«, die sich aus Eigenschaften zusammensetzen, deren Einzeldinge selbst lediglich Bestandteile des Einzeldings bilden, dem die strukturelle Eigenschaft zukommt. Hinsichtlich ihrer Stufung erlaubt A. Universalien von Universalien (als ihnen zukommende Eigenschaften und Relationen), schränkt aber ein, dass sie rein formalen Charakter haben und etwa im Falle der Relationen notwendige oder kontingente Beziehungen zwischen Universalien beschreiben. Hieraus skizziert A. seine Theorie der Naturgesetze, die er in *What is a Law of Nature?* (1983) weiterentwickelt hat. – Ein Grund für die Attraktivität von A.s Position liegt nicht zuletzt in dem

Umstand, dass sie ihren Universalienrealismus mit einem rigiden Naturalismus verbindet, der abstrakte Gegenstände ausschließt. Dementsprechend setzt die Kritik von zwei Seiten aus ein: Nominalisten wie Devitt und Lewis (*»Ostrich Nominalism«* or *»Mirage Realism«*?, 1980; *Against Structural Universals*, 1986) gehen A.s ontologische Zugeständnisse zu weit, wohingegen starke Realisten wie Moreland (*Universals*, 2001) in A. einen latenten Nominalisten vermuten.

S. MUDERS

LITERATUR: J. Bacon/K. Campbell/L. Reinhardt (Hg.), *Ontology, Causality, and Mind*, Cambr. 1993. – S. Mumford, *D.A.*, Durham 2007.

A World of States of Affairs

EA Cambr. 1997.

In seinem Buch *A World of States of Affairs* führt A. seine zuvor entwickelten Theorien zu einzelnen Gebieten der Gegenwartsmetaphysik – seine Theorie der Eigenschaften, der Naturgesetze, der Modalität und der Wahrheit – zusammen zu einem konsistenten und kohärenten Gesamtansatz einer naturalistischen Metaphysik. Das Werk enthält zudem sowohl Reaktionen auf wichtige Einwände gegen seine

Theorien als auch Korrekturen einiger problemreicher Theoreme. Das Fundament seiner Metaphysik bilden vier Annahmen: 1. das Wahrmacherprinzip, wonach der »Wahrmacher« etwas in der Welt ist, das die Wahrheit einer wahren Aussage garantiert, 2. die These, dass alle Wahrheiten durch Sachverhalte (*states of affairs*) wahr gemacht werden, und dass Sachverhalte die ontologisch fundamentalen Entitäten sind, 3. die These, dass es Universalien gibt und Eigenschaften an Einzeldingen Instanzen von Universalien sind, 4. seine These, dass Naturgesetze Relationen zwischen Universalien sind. – Ein Sachverhalt ist eine Entität, die aus einem Einzelding und einer Eigenschaft, der Instanz einer Universalie, besteht, bzw. der Relation zwischen zwei oder mehr Einzeldingen. Um die These der ontologischen Fundamentalität von Sachverhalten abzusichern, zeigt A., dass Einzeldinge und Eigenschaften bzw. Relationen nicht selbständig existieren können, sondern nur als Momente von Sachverhalten. Welche Sachverhalte bestehen, ist A. zufolge eine Frage, die durch unsere besten Wissenschaften beantwortet wird, was auf die Annahme hinausläuft, dass alle bestehenden Sachver-

halte raum-zeitlich sind (Naturalismus). Da für einen solchen Ansatz mathematische Wahrheiten ein Problem darstellen, will A. zeigen, dass Zahlen und Klassen, zwei Arten von mathematischen Entitäten, auf raumzeitliche Sachverhalte zurückgeführt werden können. Für Sachverhalte gilt A. zufolge die Unabhängigkeitsthese, der zufolge ein Sachverhalt nicht die Existenz oder Nichtexistenz eines anderen Sachverhalts impliziert. – Die These des Universalienrealismus ist, dass Eigenschaften einzelner Objekte nur einzelne Instanzen sind, die in identischer Weise auch von anderen Einzeldingen instanziiert werden können, und dass Universalien solche vielfach instanziiierbaren, universellen Eigenschaften sind – sie sind A. zufolge letztlich Sachverhaltstypen. Diese These etabliert A., indem er sie gegen den Nominalismus, der These, dass es nur Einzeldinge gibt, einerseits und die Tropentheorie, deren These ist, dass Eigenschaften selbst Einzeldinge sind, andererseits verteidigt. Eigenschaften sind für A. kategorischer Natur, das bedeutet, sie sind als solche unabhängig von den kausalen und naturgesetzlichen Rollen, die sie in einer Welt haben. – Eine wichtige Bewährungsprobe für

seine Theorie der Universalien ist ihre Erklärungskraft für seine Theorie der Naturgesetze. A. etabliert sie insbesondere als Gegenspieler zur Regularitätstheorie, wonach Naturgesetzaussagen nur auf kontingente Regularitäten referieren. Die Wahrmacher von Naturgesetzaussagen sind A. zufolge hingegen Relationen zwischen Universalien, die selbst Sachverhalte zweiter Ordnung sind. Damit gelingt es der Theorie A.s besser, die modale Kraft, die wir Naturgesetzen zuschreiben – dass ein Objekt, wenn es Gegenstand eines Naturgesetzes ist, nicht anders kann, als sich so zu verhalten, wie das oder die Naturgesetze es vorschreiben –, zu erklären. Denn wenn der Sachverhalt, dass a F ist, besteht, und wenn eine Relation zwischen F und G besteht, dann muss a – oder b – G instantiiieren. Dabei geht A. davon aus, dass das Bestehen eines naturgesetzlichen Sachverhalts kontingent ist. – A.s Philosophie ist in der Gegenwart wirkmächtig, insofern sie die postanalytische Philosophie mitbegründet hat, indem sie erstens ein System der Metaphysik ist und sich zweitens – anders als die Metaphysik von D. Lewis – von humeschen Paradigmen löst, insbesondere durch A.s Theorie der Natur-

gesetze, der zufolge es – gegen Hume – notwendige Verknüpfungen in der Natur gibt.

K. ENGELHARD

LITERATUR: S. Mumford, *D. A.*, Stocksfield 2007.

Robert Audi

* November 1941, amerikanischer Philosoph; Beiträge zur philosophischen Handlungstheorie, zur Erkenntnistheorie, Ethik, Metaethik und Religionsphilosophie.

The Good in the Right.

A Theory of Intuition and Intrinsic Value

EA Princeton 2004.

In diesem Werk bemüht sich A. um die Re-Etablierung des ethischen Intuitionismus als normativ-ethische sowie als metaethische Position. Die systematische Zielsetzung der Schrift besteht damit sowohl in einem Argument für die Anerkennung einer irreduziblen Pluralität moralischer Gründe als auch in einer Verteidigung der moral-epistemologischen Auffassung, der zufolge moralische Prinzipien selbstevident und als solche mittels Intuition erkennbar sind. Das Buch ist in fünf Kapitel untergliedert: Im ersten Kapitel rekapituliert A. die Geschichte des Intuitio-

nismus zu Beginn des 20. Jh.s; im zweiten liefert er eine systematische Rekonstruktion des Intuitionismus von W.D. Ross; das dritte Kapitel ist dem Versuch gewidmet, die Ross'schen Prinzipien mittels einer spezifischen Deutung von Kants Kategorischem Imperativ zu integrieren; im vierten Kapitel werden die werttheoretischen und erkenntnistheoretischen Grundlagen der bis dato entwickelten Konzeption dargelegt; das abschließende fünfte Kapitel umreißt die Grundzüge einer intuitionistischen normativen Ethik. A. verbindet so die Anknüpfung an bestimmte Traditionslinien philosophischer Ethik (kantische Deontologie und Intuitionismus) mit der Exposition einer systematischen Konzeption. In deren Mittelpunkt steht die Frage nach dem Status ethischer Prinzipien. A. rekonstruiert und diskutiert Ross' Vorschlag, eine Liste von sog. *prima-facie*-Pflichten aufzustellen. Diese Liste umfasst Pflichten der Treue, der Wiedergutmachung, der Gerechtigkeit, der Dankbarkeit, der Wohltätigkeit, der Selbstverbesserung sowie des Nicht-Schadens, wobei für jede dieser Pflichten gelte, dass sie Handlungsgründe liefern, aber auch gegen andere abgewogen und in konkreten Einzelfällen

übertrumpft werden können. A. präzisiert die Ross'sche These, nach der das Bestehen dieser Pflichten selbst-evident, also nicht durch Schlussfolgerungen aus (anderen oder höheren) Prinzipien zu erkennen ist, indem er zwischen dem Erfassen der Wahrheit einer selbst-evidenten Proposition und dem Erfassen der Selbstevidenz einer Proposition unterscheidet. Das letztere, höherstufige Wissen bezüglich des Status solcher *prima-facie*-Pflichten sei jedoch, so A., keine Voraussetzung für moralisches Handeln. Dass das Wissen um diese Pflichten nicht-inferenziell sei, schließe jedoch – A. zufolge – nicht aus, dass man nicht auch auf Basis von Inferenzen um sie wissen könne. – Ein zweites Kernargument dieses Werkes besteht darin, eine bestimmte Interpretation der Zweckformel von Kants Kategorischem Imperativ zur Verdeutlichung, Erklärung und Rechtfertigung der Ross'schen Prinzipien einzusetzen. A.s resultierender kantischer Intuitionismus fasst den Kategorischen Imperativ, in seiner auf intrinsischen Wert gemünzten Formulierung, als grundlegend sowohl für die daraus ableitbaren Ross'schen Prinzipien als auch zur Auflösung von Prinzipien- bzw. Pflichtenkollisio-

nen auf. – In werttheoretischer Hinsicht stellt A. heraus, dass seine Konzeption darauf festgelegt ist, grundsätzlich dasjenige als wertvoll anzusehen, das als wertvoll erfahren wird. Insbesondere die Erfahrung des Guten liefert gemäß dieser Konzeption das Fundament für die Erkenntnis und Bestimmung des moralisch richtigen Handelns. A.s Abhandlung schließt mit einer jeweils knappen Darlegung insgesamt zehn konkreter ethischer Prinzipien, die er durch seine Version eines kantischen Intuitionismus gerechtfertigt sieht; dazu zählen Nicht-Schaden, Wahrhaftigkeit, Versprechenstreue, Gerechtigkeit, Wiedergutmachung, Wohltätigkeit, Dankbarkeit, Selbstverbesserung, Steigerung und Erhalt der Freiheit sowie Respekt. – A.s Werk kann als besonders ambitionierte Neufassung des ethischen Intuitionismus angesehen werden, die als Aufarbeitung dieser Traditionslinie, insbesondere aber in Verbindung mit der kantischen Deontologie und der Erörterung moral-epistemologischer Grundlagen, als innovativer systematischer Vorschlag auftritt.

D. SCHWEIKARD

LITERATUR: J. G. Hernandez (Hg.), *The New Intuitionism*, Ldn./NY 2011.

Aurelius Augustinus

* 13.11.354 Thagaste (Numidien), † 28.8.430 Hippo Regius; Kirchenvater, Anhänger des Neuplatonismus.

De civitate dei libri viginti duo

(lat.; *Der Gottesstaat*), entst. 413–426; ED Subiaco 1467.

Das zwischen den Jahren 413 und 426 geschriebene Werk verdankt seine Entstehung der Vorhaltung der Heiden, die den Fall Roms (410) in einen ursächlichen Zusammenhang mit der Ausbreitung des Christentums brachten. Es ist die umfassendste christliche Apologie der Spätantike, verbunden mit einer von der biblischen Offenbarung inspirierten Geschichtstheorie. – Das Werk besteht aus zwei Teilen, den Büchern 1–10 und 11–22. Der 1. Teil weist in den Büchern 1–5 die Ansicht jener zurück, die den Götterkult für das Gedeihen des Menschen für notwendig halten. Die Bücher 6–10 wenden sich gegen jene Heiden, die den Kult der Götter empfehlen. Mit Verve bekämpft A. die natürliche Theologie. Den Platonikern gesteht er zwar im Blick auf ihre Lehre in Logik, Ethik und Ontologie einen Vorrang gegenüber allen anderen Philosophen

zu, tadelt sie jedoch wegen ihres faktischen Polytheismus und setzt sich ausführlich mit ihrem Kult- und Erlösungsverständnis auseinander. – Der 2., geschichtstheoretische Teil erörtert in den Büchern 11–14 den Grund der gleichsam auf zwei Gleisen anlaufenden Geschichte des Gottes- und des Weltstaates. Die Bücher 15–18 beschreiben die Entwicklung beider. Die Bücher 19–22 stellen deren Ausgang dar. A.'s Geschichtskonzept ruht sowohl auf der christlichen Eschatologie wie auch auf philosophischen Grundideen auf. Schon der Anfang der Geschichte bleibt ohne die sie tragende Ontologie und Ethik unverständlich. Geschichte hat die Zeit und beide haben eine veränderliche Welt und damit deren Begrenzung zur Voraussetzung. Ihre Prämisse ist das unveränderliche und unbegrenzte Sein des transzendenten Gottes, der die aus intelligenten und nicht intelligenten Wesen bestehende raum-zeitliche Welt in einem Augenblick erschuf. Die von A. in seinem großen Genesiskommentar *De Genesi ad litteram* entfaltete Lehre von der Simultanschöpfung wird hier geschichtstheoretisch konsequent zu Ende gedacht. Der philosophische Grund für die von Anfang an zweigleisig

verlaufende Geschichte intelligenter Wesen liegt in deren Ausstattung mit der letztlich aus ihrer Veränderlichkeit resultierenden Willensfreiheit, kraft derer sie sich dem Unveränderlichen zu-, aber von ihm auch abwenden können. So verdeutlicht A. den Sündenfall bibeltheologisch als Stolz und ontologisch-ethisch als Abkehr bzw. als Selbstliebe paradigmatisch an den Engeln, von denen ein Teil im Augenblick ihrer Erschaffung abfiel, wodurch die geistbegabte Schöpfung sich sogleich antagonistisch in zwei Staaten bzw. Gesellschaften aufspaltete. Jeden von ihnen charakterisiert seitdem seine ihm eigene Liebe: »den irdischen die bis zur Gottesverachtung sich steigernde Selbstliebe, den himmlischen die bis zur Selbstverachtung sich erhebende Gottesliebe«. Die in der Antike verbreitete Theorie einer endlosen Wiederkehr des Gleichen in Perioden wird nicht nur mit theologischen Argumenten, sondern auch mit philosophischen zurückgewiesen. Die Geschichte bewegt sich linear; A. gliedert sie in Vorgeschichte, Geschichtsverlauf und Nachgeschichte. Weil er sie strikt von Gott her denkt, spiegelt sich in ihrer Vorgeschichte bereits ihr Ende. Analog wird schon im Sechsta-

gewerk von Gen. 1 nach A. die in sechs Perioden verlaufende Geschichte des Gottesstaates schaubar. Die Perioden korrespondieren im Einzelnen mit der biblischen Geschichtsdarstellung. Sie reichen von Kain und Abel, den Prototypen der beiden Staaten, über Noah, Abraham, David, die Babylonische Gefangenschaft und Christi Menschwerdung bis zu Christi Wiederkunft. Die Kriterien, die er zur Aussonderung beider Staaten heranzieht, sind stets dieselben beiden Weisen des Liebens, die schon in der Vorgeschichte galten und auch in der Nachgeschichte gelten werden. – Dem Werk kommt im Œuvre des A. insofern eine zentrale Bedeutung zu, als es einen Querschnitt seines Denkens bietet. Viele der in seinen früheren Schriften oft nur angedeuteten Themen werden darin wieder aufgegriffen und umfassend erörtert. Dazu zählen, um nur einiges zu nennen, der Grundgedanke von den beiden Staaten selbst mit den sie kennzeichnenden zwei Weisen der Liebe, die differenzierte Beurteilung des Platonismus, die Verwerfung des philosophischen Skeptizismus, die Lehre von der Ordnung, der Vorsehung und dem Glück und nicht zuletzt das Geschichtskonzept. Darüber

hinaus vermittelt das Werk – wenngleich im Sinne der modernen Geschichtsschreibung oft unkritisch – eine Fülle von Informationen aus der antiken und spätantiken Literatur und verarbeitet auf diese Weise ein stupendes auch philosophisches Quellenmaterial. Seine außergewöhnliche Wirkungsgeschichte verdankt es zweifelsohne der darin enthaltenen Geschichtstheorie. Obgleich von Geschichtstheoretikern vielfach kritisiert, fasziniert es gerade immer wieder auch seine Kritiker.

C. MAYER

AUSGABEN: *Corpus Christianorum. Series Latina* (CCSL), Turnhout 1954ff., Bd. 47, 1–314, und Bd. 48, 321–866. – Lat./dt., Hg.: C. J. Perl, Paderborn u. a. 1979. – Dt., *Vom Gottesstaat*, Einl., Komm. und Ü.: W. Thimme, in: *Werke*, Bde. 3/4, Hg.: C. Andresen, Mchn. 2007.

LITERATUR: H. Scholz, *Glaube und Unglaube in der Weltgeschichte. Ein Komm. zu A.' De civitate Dei*, Lpzg. 1911. – W. Kamlah, *Christentum und Geschichtlichkeit. Untersuchungen zur Entstehung des Christentums und zu A.' »Bürgerschaft Gottes«*, Stgt./Köln ²1951. – C. Horn, *De civitate dei*, Bln. 1997. – G. J. P. O'Daly, *Civitate dei (De-)*, in: *A.-Lexikon*, Bd. 1, Basel 1994, Sp. 969–1010. – C. Müller, *Historia*, in: *A.-Lexikon*, Bd. 3, Basel 2010, Sp. 366–377.

Confessionum libri tredecim

(lat.; *Die Bekenntnisse*), entst. 397–401; ED Straßburg 1465–70.

Das zwischen 397 und 401 abgefasste Werk ist eine Werbeschrift (*Protreptikos*) für das Christentum. Obgleich es A. in die Bücher 1–10, die von ihm, und 11–13, die von Gen. 1,1–2,2 handeln, zweiteilt, gliedert die Forschung im 1. Teil nochmals zwischen 1–9 (Lebensweg bis zur Bekehrung und zum Tod der Mutter) und 10 (Darstellung der erreichten Spiritualität). Zusammengehalten werden die Teile durch den begrifflich sowohl das Bekennen wie auch das Preisen beinhaltenden Terminus *confessio*. – Schon in der Erzählung des Lebensweges spielen philosophische Reflexionen über das Wesen geistiger Substanzen, die Substanzlosigkeit des Bösen sowie die Stufenordnung des Seienden mit der ihr zugrunde liegenden charakteristischen Zweiteilung in Veränderliches und Unveränderliches als Frucht der Begegnung mit dem Neuplatonismus eine wichtige Rolle. Sie verdichten sich im 10. Buch, das den Aufstieg zu Gott als eine Bewegung des Geistes von außen (*foris*) nach innen (*intus*) und von innen in das noch Innerere (*interius*) darlegt. Die Dinge im Bereich

des Draußen tragen Spuren ihrer transzendenten Herkunft; Geistiges ist innerlich. Dorthin wendet sich der Gottsuchende. Scharfsinnig analysiert A. das unter räumlichen Metaphern vorgestellte, alles Empirische jedoch übersteigende Gedächtnis. In der Kraft und Vielfältigkeit der *memoria* entdeckt er den Geist, der er selbst ist, »ein mannigfaltiges und vielgestaltiges, ein ganz und gar unermessliches Leben«. Dort gewahrt er die Vorstellung von einer Glückseligkeit, die das Vielgestaltige nicht bietet. So gilt es, mit dem Außen- zugleich auch den Innenbereich im Sinne des neuplatonischen Dreistufenschemas – Abkehr, Einkehr, Hinkehr – zur transzendenten Wahrheit zu überschreiten. Denn »Glückseligkeit ist Freude an der Wahrheit«, die für A. der offenbarte Gott ist. – Dieselben ontologischen Strukturen liegen auch der im 11. Buch enthaltenen Zeitanalyse zugrunde. Als Spur der Ewigkeit reduziert A. die dem Nichtsein zustrebende Zeit auf den nicht mehr teilbaren, nur noch in Form der Erinnerung und der Erwartung im Bewusstsein vorhandenen Augenblick. Der ist jedoch nicht messbar: »Die Gegenwart besitzt keinerlei Dauer«. So wendet sich die Suche erneut von außen nach

innen. Die Geistseele empfindet nämlich Eindrücke, welche vorüberziehende Dinge in ihr zurücklassen. Ja, sie umspannt diese in Erwartung und in Erinnerung und verleiht so ihrer eigenen Aufmerksamkeit Dauer. Zeit erweist sich so als ein Ausstrecken der Seele, die darin im Unterschied zur Ewigkeit ihre essenzielle Vielheit wahrnimmt. A.' Zeitanalyse steht programmatisch im Dienst der Selbst- und der Gotteserkenntnis. – Die gleiche Absicht verfolgt er schließlich mit der Auslegung des biblischen Schöpfungsberichtes in den letzten beiden Büchern 12 und 13. Zur *confessio* gehört als integrierendes Element der Lobpreis des Schöpfers und seiner Schöpfung. Dabei legt A. Gen. 1,1–2,2 mithilfe der Allegorese so aus, dass sich bereits im Schöpfungsbericht Gottes Heilshandeln an seinen Geschöpfen von der Erschaffung bis zur eschatologischen Vollendung spiegelt. Wichtiges Anliegen dieser Auslegung bleibt die Abwehr dualistischer Ansätze in der Kosmogonie. So erklärt sich das starke Interesse an der philosophischen Begründung der kirchlichen Lehre von der Schöpfung aus dem Nichts. Erschaffen ist wieder gut platonisch ein Vorgang, in dem die formlose Materie auf-

grund der Teilhabe an den unveränderlich geistigen Formen (Ideen) veränderliche, sichtbare und zusammengesetzte Gestalt gewinnt. Während die Ideen schon immer sind, erschafft Gott den Stoff als das »ungeformte beinahe Nichts«. Dieser aus dem Nichts kommende Stoff ist auch der ontologische Grund für die Veränderlichkeit alles Erschaffenen. – Seine außergewöhnliche Verbreitung verdankt dieses zur Weltliteratur zählende Werk zunächst gewiss der darin in pastoraler Absicht verarbeiteten Bekehrung seines Verfassers. Die Gründe für seine große Wirkung in philosophischen Fachkreisen dürften indes nicht zuletzt in den Ausführungen über die Strukturen des Gedächtnisses, über die Zeit und über die Schöpfung zu suchen sein. Unter diesem Aspekt zählt das Werk immer noch zu den Klassikern der Philosophie.

C. MAYER

AUSGABEN: *Corpus Christianorum. Series Latina* (CCSL), Turnhout 1954 ff., Bd. 27, 1–273. – Lat./dt., Ü.: J. Bernhart, Mchn. ⁴1980. – Dt., Ü.: B. Mojsisch, Hg.: K. Flasch, Stgt. 1989.

LITERATUR: G. Söhngen, *Der Aufbau der augustinischen Gedächtnislehre*, in: M. Grabmann/J. Mausbach (Hg.), *A. A.*, Köln 1930, 367–394. – E. P. Meijering, *A. über*

Schöpfung, Ewigkeit und Zeit. Das elfte Buch der Bekenntnisse, Leiden 1979. – K. Flasch, *Was ist Zeit? A. von Hippo. Das XI. Buch der Confessiones*, Ffm. ²2004. – E. Feldmann, *Confessiones*, in: *A.-Lexikon*, Bd. 1, Basel 1994, Sp. 1134–1193. – C. Mayer, *Creatio, creator, creatura*, in: *A.-Lexikon*, Bd. 2, Basel 2002, Sp. 56–116.

John Langshaw Austin

* 26. 3. 1911 Lancaster, † 8. 2. 1960 Oxford; Begründer der Sprechaktheorie, Vertreter der Philosophie der normalen Sprache.

How to Do Things With Words

(engl.; *Zur Theorie der Sprechakte*), EA Oxf. 1962 (postum; Hg.: J. U. Urmson).

Das Werk geht auf die 1955 von A. in Harvard gehaltenen William James-Vorlesungen zurück. – Gemäß A. hat die philosophische Tradition bis hin zum logischen Empirismus unter den Sprachfunktionen stets die Darstellung und damit die semantische Frage nach der Bedeutung bzw. nach der Wahrheit oder Falschheit von Aussagen bevorzugt oder ausschließlich behandelt. Für A. gibt es außer Sprechhandlungen, mit denen etwas gesagt wird (Lokutionen, deren Funktion die des *meaning* ist),

noch solche, in denen man, indem man etwas sagt, zugleich etwas tut (illokutionäre Akte, die über *force* verfügen), und wieder andere, in denen man dadurch, dass man etwas sagt, bei einem anderen eine Wirkung erzielt (perlokutionäre Akte, die einen *effect* haben). Unter den illokutionären Akten sind durch Konventionen geregelte Handlungen wie die Taufe eines Kindes oder eines Schiffes, der »Aus«-Ruf eines Linienrichters bei Ballspielen, v.a. aber moralische und rechtliche Institutionen wie das Versprechen die interessantesten Gegenstände. Zur Unterscheidung von den Lokutionen spricht A. auch von »performativen« (im Unterschied zu »konstativen«) Äußerungen; diese werden schließlich als eine Unterform der illokutionären Akte betrachtet. A.s Bemühen um Kriterien für die eindeutige Unterscheidung zwischen den einzelnen Sprachfunktionen, ferner um eine Erfassung der Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit die unterschiedlichen Sprechhandlungen überhaupt gelingen können, sowie um eine Anordnung von Verben nach verschiedenen performativen Funktionen stößt auf vom Autor selbst eingestandene Grenzen. – Searle hat in Anlehnung an den Denkhabitus der

analytischen Philosophie A.s Sprechakttheorie einen strenger und systematischeren Zuschnitt gegeben. A.s Version dagegen bleibt der klassischen europäischen Rechts- und Moralphilosophie mit ihren Wurzeln in Aristoteles und Kant verbunden und besticht durch ihren leicht ironischen Stil. Anders als Searle hat A. über die *ordinary language philosophy* und die Habermas'sche Universalpragmatik hinaus auch Philosophen wie J. Derrida, J.-F. Lyotard und S. Cavell oder die feministische Lacan-Interpretin S. Felman für sich interessieren sowie der Literaturtheorie und -kritik Impulse vermitteln können.

H.-D. GONDEK

AUSGABEN: Oxf. 21975. – Dt., Stgt. 2001 (mit Bibl.).

LITERATUR: J.R. Searle, *A. on Locutionary and Illocutionary Acts*, in: *Philosophical Review* 77, 1968, 405–424. – E.v. Savigny, *Die Philosophie der normalen Sprache*, Ffm. 21974, Kap. 3. – F.C. Dörge, *Illocutionary Acts. A.'s Account and What Searle Made Out of It*, Tbg. 2006 (online veröffentl. Diss.). – E. Rolf, *Der andere A. Zur Rekonstruktion/Dekonstruktion performativer Äußerungen*, Bielefeld 2009.

Philosophical Papers

(engl.; *Gesammelte philosophische Aufsätze*), EA Oxf. 1961; ²1970 (erw.); ³1979 (nochmals erw.).

Dieser Band, der zuerst 1961, also ein Jahr nach A.s Tod, erschienen ist, enthält alle von A. zu Lebzeiten veröffentlichten Aufsätze sowie mehrere unveröffentlichte Aufsätze und nicht verschriftlichte Vorträge. – Abgesehen von den frühesten Aufsätzen exemplifizieren die versammelten Schriften A.s spezielle philosophische Methode, die er als linguistische Phänomenologie bezeichnet. Diese wird explizit in den Aufsätzen *A Plea for Excuses* (›Ein Plädoyer für Entschuldigungen‹) und *Three Ways of Spilling Ink* (›Drei Möglichkeiten, Tinte zu verschütten‹) beschrieben. Sie besteht darin, den alltäglichen Gebrauch derjenigen Ausdrücke zu untersuchen, die im Umkreis der Formulierungen philosophischer Probleme stehen. Man sollte sich auf Ausdrücke aus dem Umkreis konzentrieren, da die Formulierungen der Probleme selbst oft schon von philosophischen Theorien infiziert sind. A. geht davon aus, dass im Vokabular und der Grammatik natürlich gewachsener Sprachen Unterscheidungen und Klassifikationen enthalten sind, die sich als

nützlich erwiesen haben. – A. wendet diese Methode in *A Plea for Excuses* auf das Problem der Verantwortung für Handlungen an, indem er verschiedene Arten von Entschuldigungen betrachtet, durch die die Verantwortung aufgehoben oder eingeschränkt wird. Eine weitere Frage aus diesem Umkreis behandelt A. in *Ifs and Cans* (›Falls‹ und ›Können‹). Und zwar ist man für Handlungen nur verantwortlich, wenn man auch anders hätte handeln können. A. betrachtet dazu die Aussage »Er hätte anders gehandelt, falls er sich anders entschieden hätte«, die George E. Moore als Analyse von »Er hätte auch anders handeln können« vorgeschlagen hat. – Die Aufsätze *Other Minds* (›Fremdseelisches‹) und *Pretending* (›So tun als ob‹) beschäftigen sich mit dem Skeptizismus bezüglich des Fremdpsychischen, also der Position, dass man letztlich nicht wissen kann, ob eine andere Person z. B. wütend ist. A. kritisiert die These, dass man die Gefühle anderer nur an äußeren Anzeichen erkennt, mit dem Hinweis, dass der Ausdruck ›Anzeichen von Wut‹ auf unterdrückte oder erst entstehende Wut hindeutet. Gegen das Argument, über Fremdseelisches sei Wissen unmöglich, weil ich mich, anders als im ei-

genen Fall, immer irren könne, wendet A. ein, dass Ausdrücke der Art »Ich weiß, dass [...]« eine performative Rolle spielen. In *Pretending* werden Verwendungsweisen des Wortes ›vorgeben‹ untersucht, um die These zu kritisieren, dass man letztlich nicht wissen könne, ob eine andere Person wütend ist oder dies nur vorgibt. – Die Aufsätze *Truth* (›Wahrheit‹) und *Unfair to the Facts* (›Ungerecht gegen die Tatsachen‹) gehören zu einer Auseinandersetzung mit Peter F. Strawson über den Gebrauch des Ausdrucks ›wahr‹. Nach Strawson dient der Ausdruck ›S ist wahr‹ nur dazu, die vorher schon aufgestellte Behauptung S nochmals aufzustellen, und ist insofern logisch überflüssig. Dagegen behauptet A., dass ›wahr‹ primär so verwendet wird, dass es als Prädikat von einer Behauptung S ausgesagt wird. Er kritisiert außerdem Strawsons These, dass es sich bei Fakten um bloße Pseudo-Entitäten handelt und entsprechend bei dem Ausdruck ›Korrespondenz mit den Fakten‹ um eine bloße Redeweise. – *Performative Utterances* (›Performative Äußerungen‹) legt dar, dass es neben konstativen Äußerungen, mit denen wir etwas behaupten und die wahr oder falsch sein können, auch performative Äu-

ßerungen gibt, die man nicht als wahr oder falsch beurteilen kann und mit denen wir eher etwas tun als bloß etwas sagen. Beispiele dafür sind das Taufen eines Schiffs, das Schließen einer Ehe oder das Vererben einer Uhr. Dieser Aufsatz formuliert also einige der Hauptthesen der in → *How to Do Things with Words* vorgetragenen Sprechakttheorie. Die für diese Theorie zentralen Begriffe ›Lokution‹, ›Illokution‹ und ›Perlokution‹ kommen allerdings noch nicht zur Sprache. Im Vergleich zu *How to Do Things with Words* sind die hier versammelten Aufsätze relativ unbekannt und wenig diskutiert geblieben.

B. PRIEN

AUSGABEN: *Wort und Bedeutung: Philosophische Aufsätze*, Mchn. 1975. – Dt., Stgt. 1986.

LITERATUR: K. T. Fann (Hg.), *Symposium on J. L. A.*, NY 1969. – G. J. Warnock, *J. L. A.*, Ldn. 1992.

Alfred Jules Ayer

* 29. 10. 1910 in London,
† 27. 6. 1989 in London; wichtiger Vertreter des logischen Positivismus.

Language, Truth and Logic

(engl.; Sprache, Wahrheit und Logik), EA Ldn./NY 1936.

In der Tradition des britischen Empirismus von John Locke

und David Hume stehend, argumentiert A. in dieser programmatischen Schrift des logischen Positivismus für eine metaphysikkritische, logisch-wissenschaftliche Philosophieauffassung. – Ausgangspunkt ist das Verifikationskriterium, dem gemäß Aussagen nur dann wissenschaftlich sinnvoll sind, wenn zur Feststellung ihrer Wahrheit oder Falschheit Beobachtungen relevant sind. Sinnvoll sind außerdem analytische Aussagen, deren Wahrheitswert allein aufgrund der Begriffsdefinitionen der in ihnen enthaltenen Ausdrücke bestimmt werden kann. Aussagen, die weder empirisch noch analytisch sind, drücken nach A. keine echten Propositionen aus und sind kognitiv sinnlos. Sie sind somit bloße metaphysische Spekulationen, die im philosophischen Denken A.s keinen Platz haben. Als Aufgabenbereich für die Philosophie bleibt die logische Sprachanalyse, deren wichtigste Methode die Aufstellung von Gebrauchsdefinitionen ist, durch die die logische Struktur von Sätzen aufgedeckt, Sprachverwirrung vermieden und philosophische Streitfragen aufgelöst werden sollen. Diese Gebrauchsdefinitionen sollen nach A. alle Wesensdefinitionen in der Philosophie ersetzen. In

einer Wahrheitstheorie geht es nach A. daher nicht um die Frage nach dem Wesen von Wahrheit, sondern vielmehr um die Frage nach den Gültigkeitsbedingungen von Propositionen. – Eine wichtige Konsequenz des logischen Empirismus A.s ist seine Ablehnung jeglichen apriorischen Tatsachenwissens. Im Unterschied zu Kant sind für A. apriorisch wahre Propositionen stets Tautologien ohne Informationsgehalt. Zu diesen zählen die analytisch wahren Propositionen der Logik und Mathematik, die wir nach A. nur aufgrund der Begrenzung unserer Vernunft als interessant und informativ empfinden. – Aus A.s Empirismus resultiert zudem eine »emotive Werttheorie« in Bezug auf ethische und ästhetische Aussagen. Evaluative Äußerungen besitzen nach A. keinen Wahrheitswert. Sie können lediglich Empfindungen ausdrücken oder hervorrufen. Auch theologische Fragen sind für A. genuin metaphysischer Natur und können nicht durch die Philosophie beantwortet werden. – Dieses Standardwerk des Positivismus enthält in pointierter Weise viele Überlegungen, die auch von den logischen Empiristen des Wiener Kreises geteilt wurden. Auch wenn A.s Metaphysikkritik heute als

zu radikal und überzogen gilt und es v. a. erhebliche Kritik an seinem Verifikationskriterium (etwa von Karl Popper) sowie an der Unterscheidung von analytischen und empirischen Aussagen (z. B. von W. V. O. Quine) gab, zählt A.s Schrift zweifellos zu den bedeutendsten und einflussreichsten der analytischen Philosophie des 20. Jh.s.

E. BRENDDEL

AUSGABEN: Ldn. 2001 (*Penguin Classics*). – Dt., Stgt. 1996.

LITERATUR: J. Foster, A., Ldn. 1985. – L. E. Hahn (Hg.), *The Philosophy of A. J. A.*, La Salle/Illinois 1992. – R. Haller, *Neopositivismus. Eine historische Einführung in die Philosophie des Wiener Kreises*, Drmst. 1993. – D. M. Daniel, *A.'s Language, Truth and Logic*, Ldn. 2007.

Francis Bacon

* 22. 1. 1561 London, † 9. 4. 1626 High-Gate (bei London); Vertreter einer experimentellen Methode der Naturwissenschaft.

Instauratio magna

(lat.; *Große Erneuerung der Wissenschaften*); Bd. I: *The Advancement of Learning*, EA Ldn. 1605, 1623 (erw. und umgearb. u. d. T. *De dignitate et augmentis scientiarum*, lat.; *Über die Würde und die Fortschritte der Wissenschaften*); Bd. II: *Novum organum sive indica vera de*

interpretatione naturae (lat.; *Neue Methode oder wahre Angaben zur Erklärung der Natur*), EA Ldn. 1620; Bd. III/1: *Historia naturalis et experimentalis ad condendam philosophiam sive phaenomena universi* (lat.; *Beschreibung der Natur und des Experiments zur Begründung der Philosophie oder der Phänomene des Universums*), EA Ldn. 1622; Bd. III/2: *Silva silvarum, or A Natural History in Ten Centuries* (engl.; *Stoffsammlung der Stoffsammlungen oder eine Naturbeschreibung in zehn Hundertschaften*), EA Ldn. 1627 (postum).

Die Wissenschaft als Kunst der Entdeckung aus der Erfahrung steht im Mittelpunkt von B.s geplantes Werk, von dem nur Bruchstücke bestehen. Der am meisten entwickelte Teil selbst, das *Novum organum*, besteht aus Aphorismen bzw. einer Sammlung von methodischen Hinweisen. – Der »Einteilung des Werks« zufolge sollte das Ganze sechs Teile bzw. Momente der Wissenschaft umfassen. Der v. a. aus *De dignitate* bestehende 1. Teil ist eine »Einteilung der Wissenschaften«, wobei auch zukünftige Entdeckungen berücksichtigt sind. Der 2. Teil, das *Novum organum*, umfasst im 1. Buch die *pars destruens* und die *pars preparans*, im 2. Buch die *pars informans*. Noch vor der *pars destruens* liefern Aphorismen die anthropologische Grundlage des *Novum*

organum. Als Herr der Erde ist der Mensch »Diener und Erklärer der Natur« (Aph. 1). Er kann sie nur verstehen, wenn er ihren Regeln gehorcht. Durch die Entdeckung wird der Wissenschaftler zum Schöpfer. Er kann zwar die »von der Natur gegebenen Körper« (Aph. 4) nicht schaffen, vermag sie jedoch beliebig zu kombinieren bzw. zu trennen. Um die Prozesse der Natur zu reproduzieren, muss er sie zunächst beobachten, denn »was bei der Betrachtung als Ursache erfasst ist, dient bei der Ausführung als Regel« (Aph. 3). Man sollte nicht durch einen spekulativen Geist allein die Natur erkennen wollen, weil »die Feinheit der Natur die der Sinne und des Verstandes um ein Vielfaches übertrifft« (Aph. 10). Experimentelle »Werkzeuge« sind vonnöten. Die Wurzel aller Irrtümer des Verstandes besteht darin, dass sich der Geist Idole (Trugbilder) macht, von denen es vier Sorten gibt: die des »Stammes«, die der »Höhle«, die des »Marktes« und die des »Theaters«; sie resultieren jeweils aus der menschlichen Natur, der Beschaffenheit der Individuen, der Kommunikation unter den Menschen und den philosophischen Lehrmeinungen. Nach B. stagnieren die Naturwissenschaften seiner

Zeit, denn »die, welche die Wissenschaften betrieben haben, sind Empiristen oder Dogmatiker gewesen«. B. plädiert für »das Verfahren der Biene«, das »in der Mitte liegt: sie zieht den Saft aus den Blüten der Gärten und Felder, behandelt und verdaut ihn aber aus eigener Kraft« (Aph. 95). – Daraufhin beginnt die *pars preparans*, der Aufbruch des auf dem Kupferstich der Titelseite dargestellten Schiffs der Wissenschaft von den bekannten Küsten zu neuen Kontinenten. B.s. Methode gelangt erst über mehrere Stufen von der Erfahrung zu den obersten Sätzen des Wissens. Am wichtigsten sind die mittleren Sätze der Einzelwissenschaften, die zwischen Einzeltatsachen und dem Gesetz stehen. Sie werden durch eine »Tafel der Entdeckung« gewonnen, die die Korrelation und die gegenseitige Ausschließung der einzelnen Ereignisse aufnimmt, woraus sich »bejahende Schlüsse« (Aph. 105) ziehen lassen. Dabei sind manche Phänomene hilfreich, auf die der Forscher zufällig stößt, und die der Verstand ohne Erfahrung für unmöglich erklärt hätte, da sie den überlieferten Grundvorstellungen widersprachen: z. B. die Entdeckung der Feuerwaffen, der Seide und des Kompasses. Die Bearbeitung der

Naturgeschichte und der »Tafeln der Erfahrung« benötigt die Kooperation vieler Menschen. Damit motivierte B. die Entstehung der ersten wissenschaftlichen Akademien sowie des modernen Wissenschaftsverständnisses. Die *pars informens* entwickelt B.s Modell weiter. – Die Aufklärung sieht in B.s Werk das Vorbild der modernen Naturwissenschaft. Für Kant vollendet die *Instauratio magna* eine Revolution: Zum ersten Mal wird die Natur nicht nur beobachtet, sondern sie gilt als experimenteller Prüfstein für die Hypothesen des Naturwissenschaftlers.

J.-C. MERLE

AUSGABEN: Lat./dt., *Neues Organon*, Ü.: R. Hoffmann/G. Korf, Hg.: W. Krohn, 2 Bde., Hbg. 1990. – Engl., *The New Organon*, Hg.: L. Jardine/M. Silverthorne, Cambr. 2000.

LITERATUR: J. Briggs, *F. B. and the Rhetoric of Nature*, Cambr. (Mass.) 1989. – M. Peltonen, *The Cambridge Companion to B.*, Cambr. 1996. – W. Krohn, *F. B.*, Mchn. ²2006.

Tom L. Beauchamp

* 2. 12. 1939 Austin (Texas); Mitbegründer des prinzipienethischen Ansatzes in der Bioethik.

Principles of Biomedical Ethics

EA NY/Oxford. 1979 (bislang sechs stetig überarb. Aufl.n), verfasst zus. mit James F. Childress.

Das Werk wird gemeinhin als erstes amerikanisches Bioethik-Lehrbuch anerkannt und präsentiert gleichzeitig einen eigenständigen Ansatz im Bereich der biomedizinischen Ethik, der als »Prinzipienethik« (*principlism*) bezeichnet wird. Seit der Erstveröffentlichung 1979 wurde das Werk in der Auseinandersetzung mit Kritikern stetig weiterentwickelt. Während bis zur dritten Auflage die grundlegenden ethischen Prinzipien Respekt vor Autonomie (*autonomy*), Schadensvermeidung (*non-maleficence*), Wohltun (*beneficence*) und Gerechtigkeit (*justice*) im Vordergrund standen, findet seitdem eine verstärkte Reflexion auf die angemessene Methodik in der Bioethik und die theoretischen Grundlagen der Prinzipienethik statt. In der sechsten Auflage von 2009 gliedert sich das Werk in drei große Teile, einen Teil zu moralischen Grundlagen, einen Teil zu moralischen Prinzipien und einen Teil zu Theorie und Methodik. – Insbesondere vier Merkmale sind für den prinzipienethischen Ansatz charakteristisch:

Erstens verzichtet er auf eine Grundlegung in einer umfassenden moralischen Theorie wie der Deontologie oder dem Konsequentialismus und beansprucht stattdessen, seinen Ausgangspunkt in allgemein geteilten Moralvorstellungen (*common morality*) zu nehmen. Zweitens wird eine gezielt bereichsspezifische Ethik entwickelt. Die vier Prinzipien sind *Prinzipien mittlerer Reichweite* und beanspruchen Geltung allein innerhalb der biomedizinischen Ethik. Drittens wird ein Begründungsfundament und eine von diesem ausgehende eindirektionale Begründungsweise abgelehnt, d. h. weder kann aus Regeln oder Prinzipien die Anwendung auf den Einzelfall unmittelbar abgeleitet werden (*top-down-models*), noch sind Einzelfälle die Grundlage für daraus zu generierende Prinzipien (*bottom-up-models*). Vielmehr sollen in einem kohärentistischen Verfahren sowohl Prinzipien Orientierung für Einzelfälle bieten als auch Einzelfälle die Prinzipien weiterentwickeln helfen. Viertens schließlich werden die Prinzipien als *prima-facie*-Prinzipien verstanden: Keinem Prinzip wird grundsätzlicher Vorrang vor dem anderen eingeräumt. Es muss im eventuellen Kon-

fliktfall einzeln entschieden werden, ob einem Prinzip Vorrang eingeräumt werden kann. Die für die Anwendung der Prinzipien grundlegende Methodik wird als ›Spezifikation‹ (*specifying*) und ›Ausbalancierung‹ (*balancing*) bezeichnet. Ersteres bedeutet, dass ein Prinzip aufgrund des mittleren Abstraktionsniveaus für einzelne Fälle unterbestimmt ist und deshalb anhand von Fragen wie: ›Was bedeutet Nicht-Schaden in dieser Situation?‹ für konkrete Fälle mit Inhalt gefüllt, also interpretiert werden muss. Letzteres bezeichnet das Abwägen zwischen den konkretisierten Prinzipien im Einzelfall. – Während im traditionellen ärztlichen Handeln v. a. die Prinzipien des *Wohltuns* und der *Schadensvermeidung* im Vordergrund standen, ist bei B. und Childress mit dem *Respekt vor Autonomie* ein wesentliches Element liberaler Moral integriert. Dabei umfasst dieses Prinzip das Offenlegen relevanter Informationen, das Sicherstellen von Verständigung und Freiwilligkeit sowie die Beförderung adäquater Entscheidungsfindung. Das Prinzip der *Gerechtigkeit* schließlich verweist auf die richtige zwischenmenschliche Umgangsweise innerhalb einer zivilisierten Gesellschaft. – Die

Wirkung des Werkes kann kaum überschätzt werden. Bis heute ist der Ansatz von B./Childress der am weitesten rezipierte und diskutierte im Feld der biomedizinischen Ethik. Von seinen Befürwortern wird er weiterentwickelt und auf konkrete Fragestellungen angewendet, während seine Kritiker ihn nicht ignorieren können.

D. DÜBER

AUSGABE: NY 62009 (überarb.).

LITERATUR: C.M. Spicer (Hg.), *Special Issue: Theories and Methods in Bioethics: Principlism and its Critics*, in: *Kennedy Institute of Ethics Journal* 5/3, 1995, 181–286.

– M. Quante/A. Vieth, *Welche Prinzipien braucht die Medizinethik? Zum Ansatz von B. und Childress*, in: M. Düwell/C. Steigleder (Hg.), *Bioethik. Eine Einführung*, Ffm. 2003, 136–151.

– O. Rauprich/F. Steger (Hg.), *Prinzipienethik in der Biomedizin. Moralphilosophie und medizinische Praxis*, Ffm. 2005.

Walter Benjamin

15.7.1892 in Berlin, † 26.7.1940 (wahrscheinlich Selbstmord) in Portbou (Spanien); deutscher Philosoph, Literaturkritiker und Übersetzer.

Geschichtsphilosophische Thesen

(nach B.s eigener Bezeichnung: *Über den Begriff der Geschichte*),

EV Los Angeles 1942 (postum, in: *Zeitschrift für Sozialforschung*, Sonderausg. *W. B. zum Gedächtnis*), EA Ffm. 1955 (in: *Schriften*, Bd. 1, Hg.: T.W. Adorno/G. Adorno, 494–506).

Die Thesen *Über den Begriff der Geschichte* gehören zu den letzten Schriften B.s aus dem Frühjahr 1940. B. bestimmt in den Thesen Perspektive und Aufgabe einer materialistischen Geschichtsschreibung. Gegen den Historismus, der Geschichte aus der Sicht der »Sieger« (These VI) darstellt, und gegen die Sozialdemokratie, die in blindem Fortschrittsglauben über die Probleme der Gegenwart hinwegsieht, ist es der materialistischen Geschichtsschreibung darum zu tun, die Erfahrungen von Leid und Unterdrückung als den historischen Normalzustand aufzuzeigen. – Dem Historismus erscheint der Weg von der Vergangenheit in die Gegenwart als ein Kontinuum, als beständiger Fortschritt, der aber über den Stillstand, den die Unterdrückten erfahren, hinweggeht. Wird das einmal anerkannt, dann kann eine Geschichtsschreibung, die aufklären will, nur das Kontinuum der Geschichte aufsprengen. In einer »von Spannungen gesättigten Konstellation« hält das Denken ein und erteilt demselben einen

»Chock« (These XVII). Diese veränderte Perspektive auf die Vergangenheit verändert auch die Perspektive auf das gegenwärtige Geschehen, denn die Einsicht, dass in der Gegenwart Menschen leiden, bleibt verstellt, wenn dieses Leiden lediglich als ein Moment in der ansonsten gnadenlos fortschreitenden Geschichte erscheint. In diesem konstruktiven Prinzip der materialistischen Geschichtsschreibung liegt daher »eine revolutionäre Chance im Kampfe für die unterdrückte Vergangenheit« (These XVII). – Wenn B. in dieser revolutionären Chance ein messianisches Moment und die Verheißung von Glück als Erlösung (These II) sieht, dann zitiert er damit theologische und geschichtsphilosophische Motive insbesondere des Deutschen Idealismus. Anders als in der Theologie und den Geschichtsphilosophien Kants und Hegels begreift er Freiheit und Glück aus der konkreten historischen Situation heraus. Es ist der Leitgedanke B.s, dass »das Bild von Glück, das wir hegen, durch und durch von der Zeit tingiert ist, in welche der Verlauf unseres eigenen Daseins uns nun einmal verwiesen hat.« (These II) – Materialistische Geschichtsschreibung steht danach zwischen den

Extremen von Herrschaft und Befreiung, Glück und Messianismus, Erfahrung und Konstruktion, historischem Materialismus und Sozialdemokratie. Diese Diversität kommt auch in der Textform der Thesen zum Ausdruck – einer Collage aus 18 Thesen, die sich teils literarisch-metaphorisch, teils aphoristisch, teils kritisch interpretierend dem systematischen Zugang auch versperrt. Die *Geschichtsphilosophischen Thesen* werden so selbst zur Konstellation, in der dem Fortschrittsdenken Einhalt geboten wird. – Mit den *Geschichtsphilosophischen Thesen* antizipierte B. einen wichtigen Grundgedanken der frühen Frankfurter Schule, mit der er die Einsicht teilte, dass die Priorität im Verhältnis von Allgemeinem und Konkretem, Subjekt und Objekt im Konkreten und den Objekten zu suchen ist, und nicht umgekehrt wie es in den großen philosophischen Entwürfen des Deutschen Idealismus, aber auch der Theologie durchgeführt worden war. Dagegen steht der von Adorno rezipierte Begriff des Fortschritts als Entfernung von der »Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft« (These IX); als solch ein ›Trümmerhaufen‹ erscheint die Geschichte im Rückblick. Die

68er-Bewegung kritisierte die Interpretation B.s durch die Frankfurter Schule, die über die Einforderung politischer Aktion hinweggesehen habe. Die divergente Qualität des Textes, der sich zwischen Philosophie, politischem Engagement und Literatur bewegt, ohne Literatur, politisches Engagement oder Philosophie zu sein, bot für viele Rezeptionslinien Anknüpfungspunkte: So bildete die Frage nach dem Verhältnis von Judentum und Messianismus ebenso eine Rezeptionslinie wie die marxistische oder die dekonstruktivistische Auslegung der *Geschichtsphilosophischen Thesen*, zu der Derrida den Grundstein legte.

M. BERGER/M. STÄDTLER

AUSGABEN: *Gesammelte Schriften*, Bd. I (2), Ffm. 1990, 691–704. – *Werke und Nachlass*, Bd. 19, Ffm. 2008.

LITERATUR: P. Bulthaup, *Materialien zu B.s Thesen Über den Begriff der Geschichte: Beiträge und Interpretationen*, Ffm. 1975. – R. Tiedemann, *Dialektik im Stillstand: Versuche zum Spätwerk W. B.s*, Ffm. 1983. – B. Lindner, *B.-Handbuch: Leben, Werk, Wirkung*, Stgt. 2006.

Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit

entst. 1935–37; EV frz. u.d.T. *L'œuvre d'art à l'époque de sa repro-*

duction mécanisée (in: *Zeitschrift für Sozialforschung* 5/1, 1936 [stark redigiert]); EA (2. Fassung) Ffm. 1955.

Die Schrift liegt in einer Vielzahl von Fassungen vor; die heute geläufige ist in 15 Abschnitte gegliedert, die von einem Vorwort und einem Nachwort umrahmt sind, in denen B. den politischen Akzent der Kunstwerktheorie setzt: die Veränderung von Kunst im Medium der Wechselwirkung der technischen, sozialen und politischen Bedingungen der Moderne mit den Wahrnehmungsgewohnheiten des (Massen-)Publikums. – Die Geschichte der Reproduktionstechnik folgt nicht ästhetischen, sondern technischen Kriterien: Geschwindigkeit und Verfügbarkeit. Schließlich wird die Reproduktion von Kunst selbst Kunstgattung, was auf ihre Rezeption zurückwirkt. Die Echtheit des Originals, sein Hier und Jetzt, das einzig Irreproduzible, wird von der Reproduktion aufgehoben, die das Werk als Ware der Masse zugänglich macht. Das traditionell Autoritative verkümmert zugunsten einer Demokratisierung von Kunst, der Film erscheint als gesellschaftlich progressivste Form. Das Einzigartige am Kunstwerk ist seine ›Aura‹, die ›ein-

malige Erscheinung einer Ferne, so nah sie sein mag. Diese verfällt mit der gesellschaftlich bedingten Veränderung der Wahrnehmung. Das Rituelle, Kulthafte wird erschüttert durch die Fotografie, worauf *l'art pour l'art* die letzte ästhetizistische Reaktion ist. Politik ersetzt das Ritual als Fundament der Kunst. Der ›Kultwert‹ des Kunstwerks weicht dem ›Ausstellungswert‹, der durch die Verfügbarkeit von Reproduktionen, v.a. Fotografien, bestimmt ist. Die Frage ist nicht, ob Fotografie Kunst sei, sondern ob die Kunst nach deren Erfindung noch dieselbe sei, womit das historische und soziale Wesen von Kunst ausgesprochen ist, das B. in der Moderne v.a. am Film wahrnimmt: Im Unterschied zum Bühnenschauspieler ist der Filmschauspieler ständig der Prüfung durch die Aufnahmeapparatur unterworfen. Diese prüfende, distanzierte, Haltung überträgt sich aufs Publikum. Derselbe, der ehrfürchtig einen Picasso betrachtet, wird bei Chaplin zum selbständigen Kritiker. Der Film ist insofern weniger illusionär als das Theater, hier ist Kunst nicht mehr schöner Schein: Der Schauspieler verliert die Aura, wird zum Requisit, und dieses wird dem Darsteller gleichgestellt.

Die Technik vermag Zusammenhänge zu zerlegen und beliebig zu kombinieren, ist nicht auf Einmaligkeit angelegt. Die Filmtechnik, z.B. die Großaufnahme, erlaubt es, wissenschaftliche und künstlerische Funktion der Fotografie zusammenzuführen. Analog der Psychoanalyse schließt der Film das (optisch) Unbewußte auf. Der »westeuropäische« Film ersetzt aber die Aura durch den Starkult und dämpft das revolutionäre Potenzial der Form, das durch Vergesellschaftung des Filmkapitals freizusetzen ist. Das Potenzial liegt in der Proletarisierung der Kunst: Jeder ist ein »halber Fachmann« und jeder hat den »Anspruch [...] gefilmt zu werden«. Die Wirkung des Films auf Kunstform und Kunstauffassung ist dem Schock vergleichbar, der vom Dadaismus ausging, reicht aber über dessen bürgerlich-moralischen Appell hinaus. Die Haltung des Betrachters wandelt sich nicht durch bewusste Kontemplation, sondern durch Wahrnehmungswandel mittels Gewöhnung an die neue Form. Diese Gewöhnung erfährt der Filmzuschauer in einer Grundhaltung der Zerstreung. B. bringt seine These von der prüfenden Haltung mit der von der zerstreuten zusammen in dem Satz: »Das Publikum

ist ein Examinator, doch ein zerstreuter.« Hatte Benjamin im »Vorwort« die Absicht betont, gegen die Okkupation der Kunst durch Kapitalismus und Faschismus eine für diese unbrauchbare Ästhetik zu entwerfen, so setzt er im »Nachwort« der faschistischen Ästhetisierung der Politik mit dem Ziel der Kanalisierung proletarischen Widerstandspotenzials eine kommunistische Politisierung der Kunst entgegen. – Dieser Tenor führte schon im Vorfeld der Publikation zeitbedingt zu heftigen Auseinandersetzungen, v. a. mit Horkheimer. Adorno hat den Text auch ästhetisch kritisiert, so die Affirmation der Zerstreung oder die »undialektische« Beurteilung der traditionellen wie der modernen Kunst. In der Kritik an der Kulturindustrie münden diese Bedenken. Die 68er-Bewegung griff den Text begeistert auf. Die Funktion der Apparatur wurde später zum Thema der psychoanalytisch fundierten »Apparaturdebatte«. Bis heute gilt der Text als grundlegend für die Theorie des Films und für die gesellschaftliche Funktion von Ästhetik, aber auch für die Kultur- und Medienwissenschaften.

M. BERGER/M. STÄDTLER

AUSGABEN: *Gesammelte Schriften*, Hg.: R. Tiedemann/H. Schwepenhäuser, Bd. I/2, Ffm. 1974, 431–508 und 709–739. – *Werke und Nachlass. Kritische GA*, Hg.: C. Gödde/H. Lonitz, Bd. 16, Hg.: B. Lindner, Ffm. 2011.

LITERATUR: *Anm. der Herausgeber*, in: *Gesammelte Schriften* I/3, Ffm. 1974, 982–1063. – B. Lindner, *B.-Handbuch*, Stgt. 2006, 229–251.

Jonathan Francis Bennett

* 1930 in Greymouth (Neuseeland); analytischer Sprachphilosoph, Philosophiehistoriker der frühen Neuzeit.

Linguistic Behavior

(engl.; *Sprachverhalten*), EA Camb. (Mass.) 1976.

B. möchte in diesem Buch zeigen, dass Sprachen aus systematischem kommunikativen Verhalten bestehen, wobei er in vier Schritten vorgeht: Zunächst erläutert er, was es bedeutet, dass ein Sprecher, indem er *x* äußert, meint, dass *p* der Fall ist. Hierbei greift er auf Paul Grice' Analyse der Sprecher-Intentionen zurück. Danach meint ein Sprecher mit *x*, dass *p*, genau dann, wenn er mit *x* den Adressaten zu der Meinung bringen möchte, dass *p*, wobei er zusätzlich beabsichtigt, dass diese Absicht erkannt wird, und beabsichtigt, dass der

Adressat gerade deshalb glaubt, dass p, weil er diese Absicht erkennt. – Nach dieser Analyse hängt das, was ein Sprecher mit einer Äußerung x meint, von den Intentionen ab, mit denen er x äußert. Wenn diese Erklärung nicht zirkulär werden soll, muss man Sprechern die genannten Absichten unabhängig von Sprache, bloß aufgrund nicht-sprachlichen Verhaltens, zuschreiben können. Zur Erklärung, wie dies möglich ist, verweist B. darauf, dass wir Tieren aufgrund ihres nicht-sprachlichen Verhaltens Ziele und, wie er es nennt, Registrierungen von Zuständen ihrer Umwelt zuschreiben. Diese Zuschreibungen sind dadurch gerechtfertigt, dass sie beobachtbares Verhalten erklären. Der Begriff der Registrierung ist letztlich durch diese explanatorische Rolle definiert, also durch Rückgriff auf beobachtbares nicht-sprachliches Verhalten und ohne Rückgriff auf sprachliche Bedeutung. Meinungen oder Überzeugungen sind eine spezielle Art von Registrierungen von Zuständen der Umwelt, die vorliegen, wenn das registrierende Wesen zusätzlich die Bedingungen der Lernfähigkeit und Wissbegierde erfüllt. B. zeigt außerdem, wie allein das nicht-sprachliche Verhalten eines Wesens es er-

möglicht, diesem komplexere Meinungen zuzuschreiben, wie Meinungen und Wünsche über die mentalen Zustände anderer Wesen und insbesondere die Absichten, die in Grice' Analyse der Sprecherbedeutung vorkommen. – Im zweiten Schritt führt B. den Begriff der Konvention ein. Dabei greift er auf einen Vorschlag von David Lewis zurück, wonach Konventionen bei wiederkehrenden Koordinationsproblemen entstehen können, also in Situationen, in denen alle Beteiligten ihr Ziel dadurch erreichen können, dass sie koordiniert handeln. Haben z. B. zwei Personen das Ziel sich zu treffen, können beide dies erreichen, indem sie dorthin gehen, wo der je andere hinget. Wenn für alle Beteiligten gilt, dass sie auf eine bestimmte Weise handeln, z. B. zum Ort O gehen, weil sie glauben, dass die anderen auf eine entsprechende, koordinierte Weise handeln, nämlich auch zum Ort O zu gehen, dann liegt eine Konvention vor. Auch sprachliche Kommunikation ist ein Koordinationsproblem, da Sprecher und Hörer beide ihr Ziel der Verständigung dadurch erreichen können, dass sie koordiniert handeln. Der Sprecher muss mit seiner Äußerung x genau das meinen,

was der Hörer bei x versteht. B. wandelt Lewis' Definition der Konvention dahingehend ab, dass er sie vom Bereich des Handelns auf den des Tuns ausweitet. Tun umfasst Handeln, schließt aber auch unwillkürliche Reaktionen wie das Bilden einer Meinung ein. Dies ist notwendig, weil es im Fall der Kommunikation zur Koordination gehört, dass der Hörer bestimmte Meinungen bildet. – Mithilfe des Begriffs der Konvention geht B. im dritten Schritt von der sog. Sprecherbedeutung (also dem Umstand, dass ein Sprecher mit x meint, dass p) zur Satzbedeutung über (also dem Umstand, dass der Satz x in einer Sprache, wie dem Deutschen, bedeutet, dass p). Ein Satz x bedeutet in einer Sprache, dass p , genau dann wenn eine Konvention besteht, mit x zu meinen, dass p . Da Sätze ihre Bedeutung in einer Sprache letztlich (vermittelt über Konventionen) aufgrund dessen haben, was mit einzelnen Äußerungen dieser Sätze kraft der Intentionen der jeweiligen Sprecher gemeint ist, bezeichnet B. seine Position als Bedeutungsnominalismus. – Im vierten Schritt geht B. von der Satzbedeutung zur Wortbedeutung über. Bisher wurden nur die Bedeutungen ganzer Sätze, die mindestens

aus einem Subjekt und einem Prädikat bestehen, betrachtet. B. erklärt nun die Bedeutung der Bestandteile von Sätzen, nämlich von Wörtern, durch den systematischen Beitrag, den sie zur Bedeutung von Sätzen leisten.

B. PRIEN

AUSGABE: Dt., Ffm. 1982.

Jeremy Bentham

* 15.2.1748 London, † 6.6.1832 London; Gründer der utilitaristischen Schule.

An Introduction to the Principles of Morals and Legislation

(engl.; *Einführung in die Prinzipien der Moral und der Gesetzgebung*), EA Ldn. 1789.

Dieses Hauptwerk B.s enthält die einzige Gesamtdarstellung seiner Philosophie sowie die erste des Utilitarismus. Das Vorwort nennt die Umstände der 1781 verschobenen, erst 1789 veranlassten Veröffentlichung: Ursprünglich wollte B. ein ideales Strafrecht konzipieren. Inzwischen setzte er sich aber mit der Unterscheidung zwischen Strafrecht und dem übrigen Recht, v.a. dem Zivilrecht, auseinander. Als B. sich schließlich für die Publikation entschied, um seine

unkontrolliert kursierenden Essays zu einzelnen Themen der Rechtsphilosophie durch eine Darstellung seines Systems zu ersetzen, wirkte die ursprüngliche Absicht immer noch mit, so dass das Werk von zwei Elementen geprägt ist. In Bezug auf die Darstellung der zentralen Bereiche seiner Theorie formuliert B. in den ersten beiden Kapiteln das Nützlichkeitsprinzip, d.h. die Vermehrung des Glücks bzw. die Verminderung des Leids. Dieses Prinzip gilt ihm als Zielursache von Moral und Gesetzgebung. B. stützt sich dabei auf ein deterministisches Bild des Menschen: Dieser ist ihm zufolge von Natur aus gänzlich durch Leid und Freude, nicht durch Freiheit oder Gewissen bestimmt. Sodann verteidigt B. seine eigene gegen zwei entgegengesetzte Positionen: zum einen das Prinzip der Askese bzw. der Vermehrung des Leides (Stoa und christliche Moral) und zum anderen das Prinzip der Sympathie bzw. Antipathie (die rein subjektive, daher willkürliche Moral des Gewissens). In den Kapiteln 3–6 wird die Empfindlichkeit, d.h. die Wahrnehmung von Leid und Freude, behandelt. V.a. aber werden die »Sanktionen« der Handlung untersucht, die Leid und Freude verursachen und

somit Ursprung der Motive sind. Vier Sanktionen werden unterschieden: die physische, aus der Natur stammende, die religiöse, von Gott ausgehende, die machtbefugte, politische sowie die moralische der öffentlichen Meinung. Diese Sanktionen fungieren nach B. als Wirkursache der Moral und der Gesetzgebung nach dem Nützlichkeitsprinzip. – In den Kapiteln 8–11 folgt eine Analyse der Handlung (8 behandelt die Intentionalität der Handlung, 9 das Bewusstsein bei der Handlung, 10 ihre Motive, 11 die menschlichen Anlagen). Das 12. Kapitel entwickelt eine Einteilung der aus einer Handlung folgenden Leidensarten, d.h. Schäden. Anschließend geht B. von den Konsequenzen der schädlichen Handlung auf deren Ursache zurück. Die genannten Faktoren Intentionalität, Bewusstsein, Motive und menschliche Anlagen, die die Handlung beeinflussten, vermindern oder erhöhen nach B. die Unsittlichkeit der Handlung. Zu den natürlichen Folgen einer solchen Handlung – den Schäden – kommt noch eine künstliche Konsequenz hinzu: die Strafe. Die Kapitel 13 und 17 weisen auf die Bedeutung des gesamten Rechts hin. Das Zivilrecht wird aber erst in dem von Du-